

iesen's

brand
Liköre
1874

Müller

0 - Telefon 3585
paraturwerkstätte
maschinen.

Geschäft

uer
CHEL 47

ezialgeschäft
für

. Zuckerwaren

itz Nachf.
Mayser

hel 24

les, rauchloses

litzlicht

ku-Blitz

rlische Handhabung,
Filme und Platten

ndmesser

eb

nen

-Schlachtere

Birkhoff

ger Str. 48, Ruf2382

Glockhammer 39

nscht Ihrer werten

ndschaft ein

ues Jahr

den ein

s Jahr!

ewerbe

b. H.

erplatz

öbel-

rückels

Verlobten

stands-Darlehen.

mannsplatz 11

IELE

EL

dgens u. a.

2 Uhr

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

55 - Sonntag, 31. Dezember 1933

Silvestermahnung

Besinne dich, du Mensch der Hast!
Wirf ab ein Stündlein nur die Last
Des Tages, alle Sorgen!
Bedenk' dein Gestern und dein Morgen
Während die Glocken, die da klingen,
Wieder ein Jahr in Schlummer singen.

Frage dich nun:

Hab' ich getan, was war zu tun?
Hab' ich das Licht im Herzen getragen,
Das Licht, von dem schon die Alten sagen
Dafz es köstlicher sei als Gold und Stein?
War ich zuweilen still-allein,
Um tief hinab in die Schächte zu lauschen
Wo die ewigen Quellen Gottes rauschen?

Gönne dir leuchtende Stunde der Rast!
Besinne dich, du Mensch der Hast!

Hans Gärger.

☆

Am Meilenstein der Zeit!

Deutsche Neujahrsgedanken 1934.

Wieder ein Meilenstein! Der wievielte unseres Lebens? Wievielen müssen wir noch passieren? — Fragen, die heute jeden besinnlichen Menschen bewegen! Das Ziel, wir kennen es, ist uns allen gemeinsam. Jenes dunkle Tor, vor dem alle Menschenwege zusammenführen. Wir alle müssen hindurch. Das wissen wir; aber die Wegstrecke bis dahin liegt in undurchdringlichem Nebel vor uns. Wohl dem, der unerschütterlich im Herzen den Glauben an eine weise und gütige Vorsehung trägt, die uns Wanderern jedem seine Strecke zugemessen! Jedem soviel, wie er zu leisten vermag. Jedem sein Bündel, nicht schwerer, als er es tragen kann. Wanderer sind wir alle, haben hienieden kein bleibend Quartier. Wie Wanderer verschrauben wir stets an einem Meilenstein, schauen auf die zurückgelegte Strecke, um dann mit neuem Mut in den Nebel vor uns hinein weiter zu schreiten.

Es gibt Wanderer, die gedankenlos ihren Weg zurücklegen. Sie brechen die Blumen am Wegesaum, fragen nicht nach dem Ziel und gehen pfeifend an den Meilensteinen neben dem Wege vorüber. Andere wieder seufzen und stöhnen bei jedem Schritt unter der Last des Bündels. Nur unlustig leisten sie ihre Arbeit. Herrlich aber sind jene Gestalten anzuschauen, die stets das Ziel vor Augen haben. Rüstig schreiten sie des Weges, tragen tapfer den schweren Rucksack. Legen sie in einer Schmiede Hand ans Werk, dann ruhen sie nicht eher, bis sie ein Meisterstück geleistet. Sie sind des Lohnes am Ziele gewiß und achten nicht des Spottes leichtfertiger Wegesellen.

Wie sollte uns Deutschen der Sinn nach Lust und Trübel stehen? Zu schwer war die Wegstrecke, die wir in den letzten Jahren durchmessen. Wegemüß und Wettergraus haben unser Gesicht hart und streng gemacht. Drum gehören wir nicht zu jenen Gesellen, die gedankenlos dahinbummeln. Es ist auch nicht deutsche Art, sich in Klagen zu erschöpfen. Deutsche Art aber ist es, Weg und Arbeit mit ernstem Bedacht in Angriff zu nehmen. Wir wollen nicht geringer sein als unsere Väter, deren Arbeit man in der ganzen Welt besondere Güte nachrühmte. Wir wollen auch unser Ziel vor Augen halten, denn wir sind zutiefst davon überzeugt, daß unser Weg einen Sinn hat. Kann der Sinn unserer Wanderschaft in diesem Erdenleben liegen, das wie ein Hauch vor dem Winde verweht? Wer das glauben will, mag Schätze sammeln und sein Herz daran hängen. Ihm gelten doch Eichendorffs Worte:

„Was willst auf dieser Station
So breit dich niederlassen?
Wie bald nicht bläst der Postillon,
Du mußt doch alles lassen!“

Zu allen Zeiten, in allen Breiten, bei allen Völkern dieser Welt haben die weisesten Menschen über den Sinn des Lebens ernst und tief nachgedacht. Wie mühevoll haben die großen Weisen des Altertums um Erkenntnis gerungen! Wie glücklich wären sie gewesen, hätte ihnen wie uns das Licht einer göttlichen Offenbarung gelehrt! Wir haben dieses Glück. Nutzen wir es aus? Auf alle Fragen erhalten

wir klare, bestimmte Antworten. Und doch, seltsam genug, wie oft lassen wir uns diese Wahrheiten entwinden. Und doch sollte uns schon allein der Gedanke stark machen, daß eine Lehre wie das Christentum, die in gewaltigem Ansturm ohne Waffen, allein mit der Kraft des Geistes und der Liebe die Welt eroberte, die nach zwei Jahrtausenden in erhabener Größe über allem irdischen Geschehen thronet, jene innere Kraft in sich bergen muß, die nur die Wahrheit verleihen kann.

Aber kann ein Gott der Liebe, ein Gott, der am Kreuze starb, uns die Kraft geben, die der mühselige Weg erfordert? Seit zwei Jahrtausenden schallt diese Frage dem Christentum entgegen, bald erfüllt von dem Zweifel ehrlich suchender Herzen, bald aber auch voll giftigen Hohnes. Lächelnd weist das Christentum auf seine Bahn durch die Menschheitsgeschichte. Liebe ist größer als Haß. Diese Liebe zog Millionen und aber Millionen in ihren Bann, machte sie froh und glücklich, während der Haß fried- und freudlos umherirrte, und an seinem eigenen Gift erstickte. Aber ein gekreuzigter Gott? Weißt du denn nicht, daß freiwillig übernommenes Leiden das Maß jedweder Größe ist? Was kann herrlicher, was kann größer sein, als wenn der allmächtige Gott selbst aus seiner Herrlichkeit herniedersteigt, Menschen-natur annimmt und in grenzenloser Liebe freiwillig sein Leben für uns dahingibt? Kann es eine Lehre geben, die den Menschen stärker und lebenskräftiger macht, als jene, die befiehlt, sich selbst zu überwinden, heroisch alle Leiden auf sich zu nehmen und seine Mitmenschen zu lieben? Der Christengott ist nicht nur der gekreuzigte Gott, er ist auch der glorreich Auferstandene, der Ueberwinder von Hölle und Tod. Und auch des Christen Leiden haben ihren tiefen Sinn. Auch er ist berufen, zum Ueberwinder, zum Sieger über des Menschen grimmigste Feinde, über Tod und Teufel.

Kann es für unser deutsches Volk eine bessere Lebenslehre geben als diese, die selbst den Furchtsamsten zum



Die Fahrt ins neue Jahr

Helden macht, die ihn zu ernstester Verantwortung bei allem Tun und Lassen erzieht? Wird unser Volk nicht zur stärksten Einheit herangereift, wenn das Band einer wahrhaft christlichen Liebe uns alle umschlingt? Freudig schauten wir auf, als der Führer die finstere Parole des Klassenkampfes verbannte und statt dessen das deutsche Volk zur Einigkeit führte. Mit der ganzen Wucht unserer christlichen Überzeugung müssen wir diese Parole der Liebe unterstützen und fördern. Wir wollen in dieser Stunde der Jahreswende, am Meilenstein unserer Zeit, die Zähne zusammenbeißen, die Muskeln straffen und mit gläubigem Vertrauen den Weg zum Ziele schreiten. Nicht leichtfertig, nicht mit Klagen auf den Lippen, sondern im Bewußtsein unserer Berufung.

Diese Berufung aber geht von Christus, unserem König. Ihr können wir nicht ausweichen. Wir müssen „Ja“ oder „Nein“ dazu sagen. Mag man sich anderwärts der ewigen Liebe versagen, Gott leugnen, seine Kirchen in Brand stecken und seine Jünger verfolgen, wir haben die Qual aller Irrwege kennengelernt und dabei die sieghafte Kraft der Kreuzeslehre erkannt. Wenn wir daher jetzt den Weg von diesem Meilenstein in das Dunkel der Zukunft antreten, dann soll Christus unser Führer sein. Er möge unsere Führer schirmen und erleuchten. Und er möge uns am Ziele seines hohen Lohnes für wert erachten. Das alte Jahr sinkt hin. Heil dem neuen Jahre! —

R. Fr.



Die Halloren.

Die Salzwerker beglückwünschen den Landesvater.
Von Alfred Hein.

Auch zu diesem Neujahrstfest werden die Halloren, die alten Salzlieder Halls, dem Reichspräsidenten ihre Glückwünsche überbringen und dabei die von alters her gebräuchlichen Geschenke, einen Berg Schlagschokolade, zu einer Pyramide gestapeltes Salz, gekrönt von einigen Sol-eiern, überreichen. Feiertag wird dazu der „Garten“, das Guldigungsgebet, gesprochen. Nach alter Sitte werden die Abgesandten dann drei Tage lang Gäste des Landesvaters in der Reichshauptstadt sein.

In ihrer bunten schmucken Tracht, die ihnen der kunst-sinnige König Friedrich Wilhelm IV. als besonderes Vorrecht verliehen hat, werden die Halloren allgemeines Aufsehen erregen: auf dem Kopfe den Dreispitz, in leuchtenden roten oder blauen Röcken mit Pelzausschlagen und einer phantastisch geblühten Weste, die 18 Silberknöpfe zieren, in schwarzen Samt-schuhosen mit weißen Strümpfen werden sie sich zur feierlichen Gratulation in die genau vorgeschriebene Postur stellen. Diese Hallorentracht ist wohl die einzige, bei der jeder jeder Knopf einen besonderen Namen trägt.

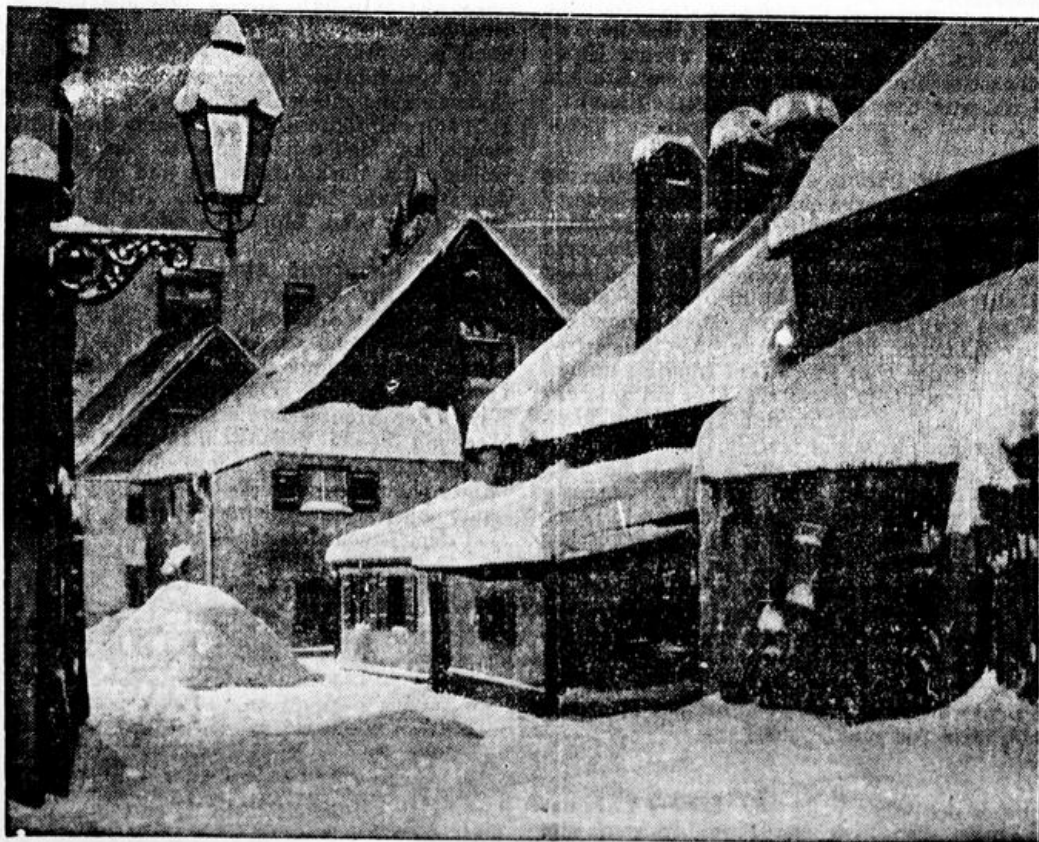
Gelernte Forscher meinen, daß diese Mitglieder „der Salz-wirterbrüderschaft im Tal zu Halle“ von den alten Her-munduren, den altgermanischen Arbeiterwohnern abstam-men. Die Zieder sind jedenfalls aus Halle nicht wegzudenken, und noch heute begegnet man ihnen dort bei festlichen Ge-legenheiten, sehr oft besonders bei Begräbnissen als „Borne-weggeher“ in einer schwarzgewandeten Tracht; in früheren Zeiten hatten sie das Vorrecht, bei Fürsteneinfängen sogar das Leibrock des Herrschers um die Salzborne zu führen. Immer wurden sie dann mit großen, reichbestickten Fahnen be-schenkt, auch Wilhelm II. hat den Halloren noch ein beson-deres Banner verliehen. Im Halloren-Museum finden wir als Kuriosum aus dem Jahre 1808 eine von König Jérôme geschenkte Fahne; damals gehörte ja Halle zu dem von Napo-leon kurzzeitig für seinen jüngsten Bruder gegründeten Königreich Westfalen.

Jeder Hallore darf noch heute im „Pannergehege“, das ist die nähere Umgebung Halls, von Reichs wegen den Fisch-fang ausüben. Früher war in diesem Bezirk auch der Vogelfang frei gestattet. Wie in einzelnen Rhein- und Main-gegenden ist bei den Halloren auf der Saale das „Fisch er-sen“ früher sehr beliebt gewesen, bei dem sich die Kämpfer gegenseitig mit langen Stangen von den Köpfen stießen.

Von den preussischen Königen, die in der Eigenschaft als Herzöge von Magdeburg die Neujahrsglückwünsche der Hal-loren entgegennahmen, hat zum erstenmal Friedrich der Große Abgesandte empfangen. Zehn Friedrichsdors pflegte der König ihnen jedesmal in die Hand zu drücken.

Nun haben die Salzlieder ihre alte Neujahrssitte sogar in die tönenden Wochenschauen der Filmtheater hinübergerettet, wir werden sie beim Hindenburgempfang wieder bewundern dürfen und erkennen, wie sie auch heute noch durch die Jahr-hunderte unverändert stols dem alten Hallorensied Chre machen:

In Halle lebt ein alt Geschlecht
Von großen, starken Leuten.
Für Ehre, Vaterland und Recht
Wir alle mutig streiten.
Halloren werden wir genannt,
Weil wir gegründet Halle,
Und das sei aller Welt bekannt
Schon seit Herrn Adams Falle!
Wir haben eine eigne Tracht,
Dazu auch eigne Sitten,
Wir lieben Aufsehe nicht noch Pracht
Und Röh und auch nicht Schlitzen.
Zu Fuße geh'n wir stets einher, —
Man sieht's an uns'ren Mienen,
Daß stolz wir sind auf uns're Ehr'
Und Gott allein nur dienen.
Das Fischerrecht, den Vogelfang,
Aus Sole Salz bereiten,
Wir üben's schon jahrhundertlang,
Dagegen hilft kein Streiten.
Und sind wir auch nach heut'gem Stand
Zur Arbeit nur geboren,
So heißt es doch im Vaterland:
Die ehrlichen Halloren!



Winter in einer deutschen Kleinstadt.

Albanus in der Neujahrsvorstellung.

Humoreske von E. Geipel.

Der Bariton Brummer, ein Hüne von Gestalt, hatte aus-giebig Silvester gefeiert und wandelte in bester Stimmung in das neue Jahr hinein, seinem Bette zu. Unterwegs kostete ihn in einer ihm ganz unbekannten Straße das Getöse einer kleinen Kneipe und vor allen Dingen das hübsche junge Mädel, das Lust schöpfend vor der Tür stand.

Freundlich neigte er sich gegen die Kleine und fragte: „Ist das hier ein ordentliches Lokal?“

„Aber mein Herr“, antwortete das allerliebste Kind, „meine Eltern sind selbst Inhaber, bei uns verkehren nur ordentliche Vereine.“

„Kann ich hier noch ein — Glas — Pummel trinken?“

„Warum denn nicht? Kommen Sie mit!“

Der Opernsänger fand sich in einer durchaus veranlagten, aber gut bürgerlichen Gesellschaft wieder. Leider waren alle mit sich selbst beschäftigt, niemand beachtete ihn. Und das konnte Brummer nie und nimmer leiden. In gewöhnlicher Alltagsstimmung hätte er darüber großartig hinweggesehen, aber in dieser gehobenen — nein! Er, der gewohnt war, im Mittelpunkt zu stehen, er! Laut begann er mitten hinein in den feierlichen Silvesterabend der Versammlung die große Krie aus Kiquetto zu schmettern.

„Mein Herr, was soll das?“ fragte mit der Sicherheit des Vorstandes ein kleiner, gänzlich haarloser Mann. Brummer brüllte unbefürchtet weiter, und als man ihn umringte und am Knebel sagte, schlug er zu. Es entwickelte sich eine solide Prügelei. Der Sänger kämpfte wie ein Verberber. Doch die Sache endete damit, daß er auf der Polizeiwache zu sich kam.

„Ihre Personalien?“ sagte der Beamte streng. — „Ich bin der Heldenbariton von der hiesigen Oper.“

„Ihre Papiere, bitte!“

„Papiere? Ich habe keine. Sie können mich auf Postkarten in den Musikalienhandlungen, auch auf Zigarettenbildern finden.“

„Knechtchen, unteruchen Sie den Mann!“

„Ne!“ brüllte der Bariton, „ich lasse mich nicht visitieren! Das könnte Ihnen passen. Ich werde Beschwerde führen und Sie strafen lassen, ich...“ Aber er verstummte vor dem Blick eifriger Sachlichkeit, den er von der höheren Charge empfing.

„Alle zehn bei einem Donnerwetter“, kopfschüttelte der junge Wachmeister und hielt seinem Vorgesetzten auf der linken Hand zehn kleine, kostbare Damenuhren entgegen. „Zehn Uhren an einem einzigen Tage geklaut, Mann! Sie sind ver-haftet.“

Neujahr im Rheinland.

Von W. Münstermann.

Neujahr! Noch spielen die Kinder unter dem Weihnachts-baum mit ihren Geschenken vom Christkind; noch freuen die Alten sich abends in gütlicher froher Runde des Lichtes vom Weihnachtsbaum. Osttag des Weihnachtsfestes! — Neu-jahr! Desfalls brennen am Neujahrstag noch Weihnachts-lichter, weil es der Brauch unserer Väter war, am Wei-chnachtsfest die Jahreswende zu feiern. Anno 1582 den 25. Dezember ist ein Montag war der heilige Christtag und geht uns ein neu jar an, nach der geburt zu jellen. Gott gebe es uns zur Seligkeit!

Mit der Einführung der neuen Kalenderrechnung verschob sich der Jahresanfang auf den ersten Januar. Die schönen, volkstümlichen Feiern haben sich nicht geändert; der volkstüm-liche Glaube, der sich mit dem Neujahrstfest verbindet, blieb und ist auch heute noch als solcher, wie ihn die Alten hegten, wirksam. Haben wir es nicht von unseren Vätern her, wenn wir am Neujahrstage von geheimnisvollen Wechselbeziehun-gen zwischen Menschen und Natur ahnen? Glauben wir nicht aus den ersten Begegnungen am Neujahrstage auf ein glück-liches oder unglückliches Jahr schließen zu müssen, Vaterjiten — Kinderbrüder!

„Glückselig Neujahr!“ oder „Prost Neujahr!“ hört man es am Niederrhein aus den Fenstern rufen, wenn ein Be-samter vorbeigeht. Und wenn der Heberastete dann Mund und Nase aufsperrt, hört er triumphierend schallen: „Ich han-dech krieger!“ Fröhlich, lachend sieht der Rheinländer bei der Jahreswende ins neue Jahr. Kaum hat am Silvesterabend die Glocke geschlagen, dann klirren die Gläser, dann jubelt ein jeder dem andern zu, dann hört man es draußen schieken, dann sieht man die Raketen den Himmel erschellen. In Köln wurde zum ersten Mal 1697 am Silvesterabend geschossen.

„Das sind meine Uhren, ich sammle Uhren.“

„Daran zweifelt niemand.“

„Ich bin Liebhaber von Uhren. Muuhrentammer!“

„Ganz sicher, das sehen wir. Kretschmann, führen Sie den Mann ab!“

„Sie werden bereuen, ich werde Ihnen die Hölle heiß...“

„Sie war gemütlich warm, nicht brannte, auf drei Britischen wälzten sich drei Gestalten. Einer war sehr veranlagt.“

„Mensch“, brüllte der Burche, „Uhrentascher! In einer ein-zigen Nacht zehne. Ich müssen wir anwerben.“

„Phui!“ rief der Wime im Tone des Wotan.

„Zehn goldene Uhren, Du Taschendieb, wie hast Du das gemacht? Wo hast Du ausgelesen? Junge, Junge, zeig' die braven Fingerringe.“

„Phui, phui, weg da!“

„Ich lassen wir nicht aus den Augen, Du bist unser Mann. Junge, Du bist Deine Schale in Gold wert.“

„Ich verlange, daß man an den Antendanten telefoniert. Den Antendanten her, mitten in der Nacht. Ich weigere mich, hier zu schlafen.“

„Dann können wir ja tanzen. Aber mach lieber keinen Krach, denn auf so was sind sie hier gewöhnt. Mit gesellschaft-lichem Schiffs kommt Du auch hier am weitesten.“

„Ruhel!“ schrie der dicke Kerl in der Ecke. „Ich will schlafen.“

Brummer, endlich übermüdet, schlief eine kurze Nacht in der Zelle. Früh wurde er wach gerüttelt. „An das Telephon, bitte!“ sagte der junge Wachmeister höflich.

„Das könnte Euch passen“, schrie Brummer, „seht bleibe ich hier, bis das ganze Opernpersonal mich feierlich einholt. Ihr hier alle müht zu Kreuze kriechen.“

„Ein Telephonanruf, mein Herr.“

Aber Brummer ging erst, als der Polizeileutnant selbst kam und militärisch bestimmt auf ihn einredete.

In der Wachtstube erwartete ein eleganter Herr im Pelz den Sänger, fiel ihm schwer erschüttert um den Hals, sagte vorwurfsvoll: „Aber Theo, wie konntest Du Dich in der Sil-vesternacht so aufführen, daß sie Dich eingesteckt haben.“

„Es ist nur wegen der Uhren. Ich hatte zehn von meinen besten Uhren in der Tasche, die Frau Konfuz wollte sie sehen.“

„Wir bedauern den Verlust, Herr Opernsänger. Es waren uns in diesen Tagen mehrere Uhrendiebstähle gemeldet worden.“

Und der Großvater sagte zur Großmutter, nachdem sie den Silvesterabend voll verbracht haben, „Der Neijahr“ wird „ut-geholet“. Und während des Schiekes können Vieder und Sprüche aller Art, Bekannte und Verwandte zu erfreuen. Sind die Vieder vor den Gaudern verflungen, öffnet sich die Tür des Hauses und eine tüchtige Bewirtung soll die freu-dige Stimmung noch erhöhen.

Kommt am unteren Niederrhein am Neujahrstag ein Diensthote ins Haus, ist er eines Neujahrsgeschenkes gewiß. „Prost Neijahr, der Dredoor es do“, schallt es in den Haus-flur, wenn am Tag des Jahreswechsels der Müllermeister vor die Tür gerollt ist. In Türen hört man jährlich einen langen Spruch: „Prost Neijahr, de Kopp vol Hoer, de Mongt vol Jang, en Nourjoer en de Häng!“ Am Nachmittag gibt es dann Kuchen und Neujahrskuchen. In Bonn wird stets das „Jahrespaar“ gewählt. Dies Paar hat nicht nur Glück im neuen Jahr, sondern es teilt auch das, was es im neuen Jahre erwirbt, mit Freunden und Verwandten.

In den Saarbrückischen Landesteilen wurde der Neujahrstag eine Zeit lang als Buß-, Bet- und sogar Fasttag be-gegraben. Die Zeit „zwischen den Jahren“, die mehr oder weniger eine Feiertag ist, war im 18. Jahrhundert eine be-sondere Gebetswoche; alle Vornachmittage waren erbauende Be-trachtungen am Altare; Silvester wurde zu Nachmittags die Dankpredigt gehalten. Doch die volkstümlichere Art blieb. Lärmen, Schieken, Trinken allerwärts. Freude, Jubel werfen die Sorgen des letzten Jahres über Bord. Und all diese Fröh-lichkeit von einem einstündigen Läuten der Kirchenglocken be-gleitet. In der Saar und am Rhein gehen die abergläubigen Jungfrauen in ihre Stube und gießen Wei, um ihren „Schah“, dessen Beruf, Gestalt und Eigenschaften vorauszu-sehen. Ja, auch der Hausvater gießt Wei und sieht zu, ob die Tropfen die Form eines Talers annehmen. Dann ist auch die Stunde des vertrieben Burche, unter dem Fenster seiner Braut zu rufen:

„Gich wenschen en gleslich nau Johr,
Lang ze lewen, gleslich ze schderwen,
Im de Himmel ze erben!“

„Und darauf soll's Feuer geben!“ (Hochwald).

Frühmorgens schon fuchgen die Patentfinder ihre Paten auf:

„Ne glücklich neues Johr.
Ne Prezel wie ä Schrierdor,
Ne Läßfuchen wie ä Dweppatt,
Dann esse mer uns allgate satt.“

Dann gibt es Prezel und Lebkuchen, und die Kinder essen wie nie zuvor. Auch hört man das Singen von Kindern un-ter den Fenstern — ganz wie auf Fastnacht — um Mehl oder Pflümige zu heischen. Vor allen Dingen erfreuen sich die „Pflümige“ sehr großer Beliebtheit. Nur in den ländlichen Gebieten weiß man sich davon zu erzählen, daß es am Neu-jahrstag Weichtrautessen gibt, um das ganze Jahr über Geld zu haben, das sich Großvater kein frisches Hemd anzieht, um von Krankheit befreit zu bleiben. Und sicher rüht auch Neu-jahr 1934 das Strick- und Häfelzeug, sonst wird die Arbeit von Katten und Mäusen zerstört.

Kurze Befinnung aufs Alte! Und war etwas bitter das-unter in deinen Lebenslagen, laß Freude und Hoffnung aufs Neue den fremden Gott zurückschicken.

Ein glückseliges neues Jahr Gesundheit und langes Leben!

✱

Esbruch.

Zoviel gibt's, was beglücken kann
und Freude macht entstehen;
es kommt auf Herz und Auge an,
daß sie, was Glück ist, sehen.

Job. Trojan.

Beinah „Millionär“

Die Bilanz des „Grafen Zeppelin“ — Das „fleißigste und tüchtigste Luftschiff der Welt“ — Die Ahnen unseres Luftschiffs und sein jüngster Sohn

Von Dipl.-Ing. Jürgen Mehring

Das stolze deutsche Luftschiff „Graf Zeppelin“ hat die d-s-jährige Fahrtsaison abgeschlossen und zum letzten Male sein „Winterquartier“ bezogen. Wenn, wie man hofft, bis zum kommenden Herbst die festen Luftschiffhallen in Spanien und Rio de Janeiro fertiggestellt sein werden, wird der „fahrplanmäßige deutsche Luftverkehr“ keine monatelangen Pausen mehr aufweisen. In der nächsten Flugzeit wird unser „Zeppelin“ sich den Titel eines „Millionärs der Luft“ erringen, wenn er die Millionengrenze der bisher zurückgelegten Luftkilometer überfliegt.

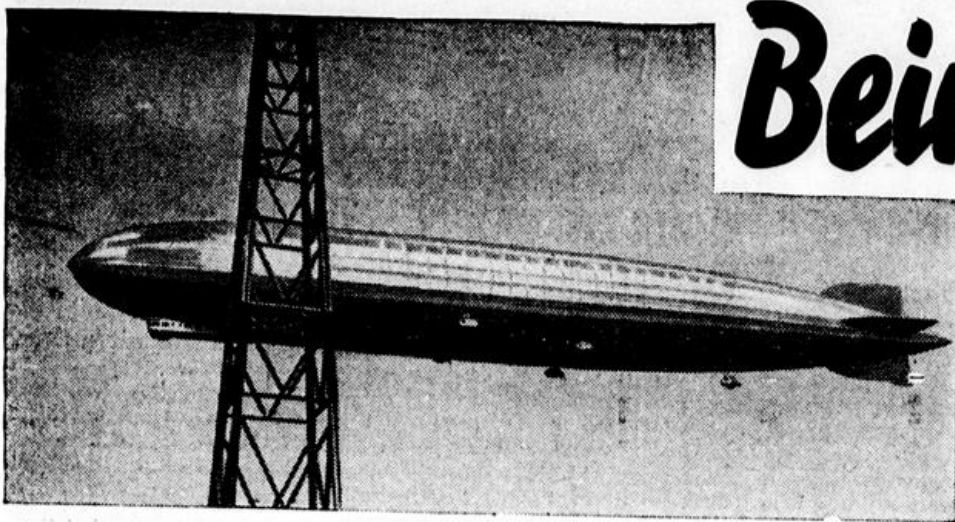
dazwischen — Jahre des rastlosen, technischen Fortschritts, allen Schicksalschlägen zum Trotz.

Im August 1934 wird ein neues deutsches Luftschiff vollendet und in Dienst

„Steig schickte“ zum Boden und First des Luftschiffumpfes.

Das neue deutsche Luftschiff erhält wiederum eine Hülle aus Baumwolle und Leinen, die lackiert und mit Aluminiumpulver behandelt wird, damit sich der Einfluß der wärmenden Sonnenstrahlen auf das Gas verringert. Die Gaszellen selbst bestehen aus sogenannter „Goldschlägerhaut“, einem mit Darmhäuten beklebten Baumwollgewebe. Die vier Schwermotoren hängen außerhalb des Schiffes frei in Tandemgondeln, mit Seilen und Streben aufgehängt. Die Feuerlöscher der Lufttriefele kann durch die erstmalige Verwendung von Dieselmotoren fast hundertprozentig genannt werden, um so mehr, als auch die Gaszellen nicht wie bisher mit Wasserstoffgas, sondern mit dem unbrennbaren Helium gefüllt werden.

Im „Grafen Zeppelin“ liegen Führerraum und Fahrgasträume zusammen. Im neuen Schiff kommt die sogenannte „Brücke“, der Führerraum von zehn Metern Länge, in den Bug zu liegen, indes die Fahrgasträume mittelschiffs untergebracht sind. Es handelt sich um 26 Passagiertablen im A-Deck nebst Aufenthaltsräumen, und



„LZ 127 — Graf Zeppelin“, das erfolgreiche, deutsche Luftschiff, ein Symbol technischen Fortschritts und deutscher Leistungsfähigkeit

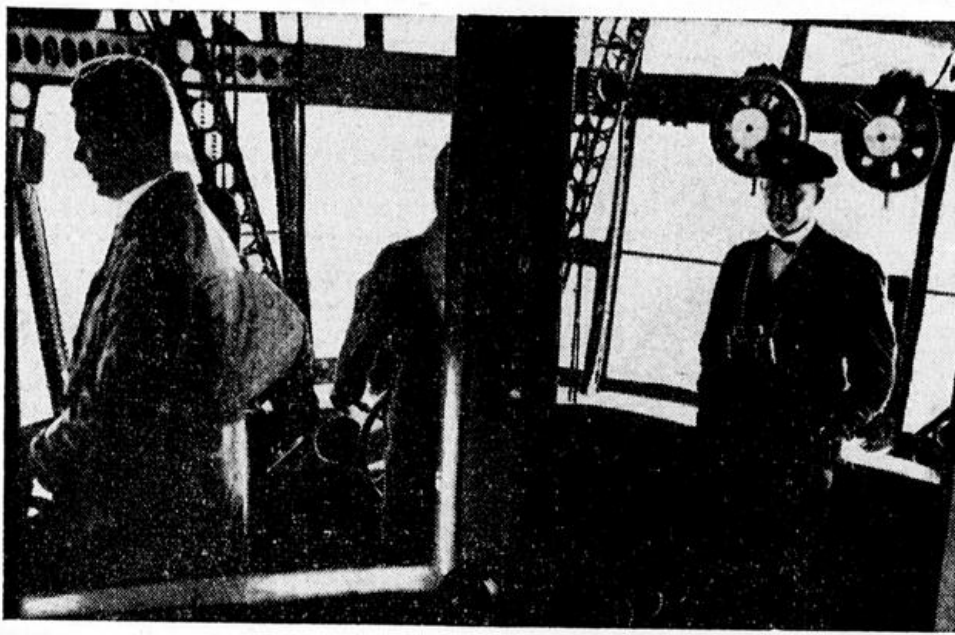
Das fleißigste und tüchtigste Luftschiff der Welt nennen selbst die Engländer und Amerikaner den deutschen „Grafen Zeppelin“, obwohl sie mit Superlativen dem Ausland und vor allem Deutschland gegenüber doch sonst recht sparsam sind! Aber den Großleistungen deutscher Luftfahrt und deutscher Technik, wie sie durch dieses Luftschiff in seinem friedlichen Handels- und Verkehrsdienst über den Ozean herausgestellt werden, kann sich kein Einfältiger verschließen.

Nach seiner letzten Heimkehr und nachdem das Winterquartier bezogen war, haben die verantwortlichen Führer des Luftschiffdienstes die Bilanz gezogen — und sie fiel selten günstig und zufriedenstellend aus. Das Fahrtenprogramm konnte mit größter Genauigkeit eingehalten werden, technische Störungen waren fast überhaupt nicht zu verzeichnen. Auch die Ausübung der Fahrten durch Kuhlait hat sich besonders günstig ausgewirkt. Innerhalb der letzten drei Jahre hat das Luftschiff nicht weniger als 21 Fahrten nach Südamerika unternommen. Eine Glanzleistung dieses „Luft-Ozeanriesen“ war die Jubiläumsfahrt nach Chicago, bei welcher das Luftschiff auf einer Strecke von 33 000 Kilometern nur neunmal landete — bei zwei Dritteln der Landungen herrschten ungünstige Witterungsbedingungen — und einmal in einer Halle rastete!

Bis November 1933 hat „Graf Zeppelin“ 64 Fahrten gemacht und beförderte dabei 1314 Fahrgäste. Im Südamerikadienst wurden bislang 476 Passagiere, 2591 Kilogramm Post und 2086 Kilogramm Kuhlait befördert. Seit Beginn des Jahrbetriebes mit dem Luftschiff hat „Graf Zeppelin“ insgesamt 355 Fahrten durchgeführt, bei denen er über 570 000 Luftkilometer zurücklegte und 7561 Stunden unterwegs war. Er hat in dieser Zeit 6900 Passagiere, 23 390 Bordmannschaften, 17 500 Kilo Post und 31 177 Kilo Kuhlait befördert. Für das Jahr 1934 sind dem „Grafen Zeppelin“, dessen Leistungsfähigkeit unübertroffen ist, neue, wichtige und schöne Aufgaben gestellt.

Die Weltreisen und Ozeanflüge unseres heutigen Luftschiffes sind fast schon Selbstverständlichkeiten geworden — und doch liegt der erste, bescheidene Aufstieg des Urahnen unseres „Grafen Zeppelin“ erst 33 Jahre zurück! Bei der ersten kurzen Fahrt am

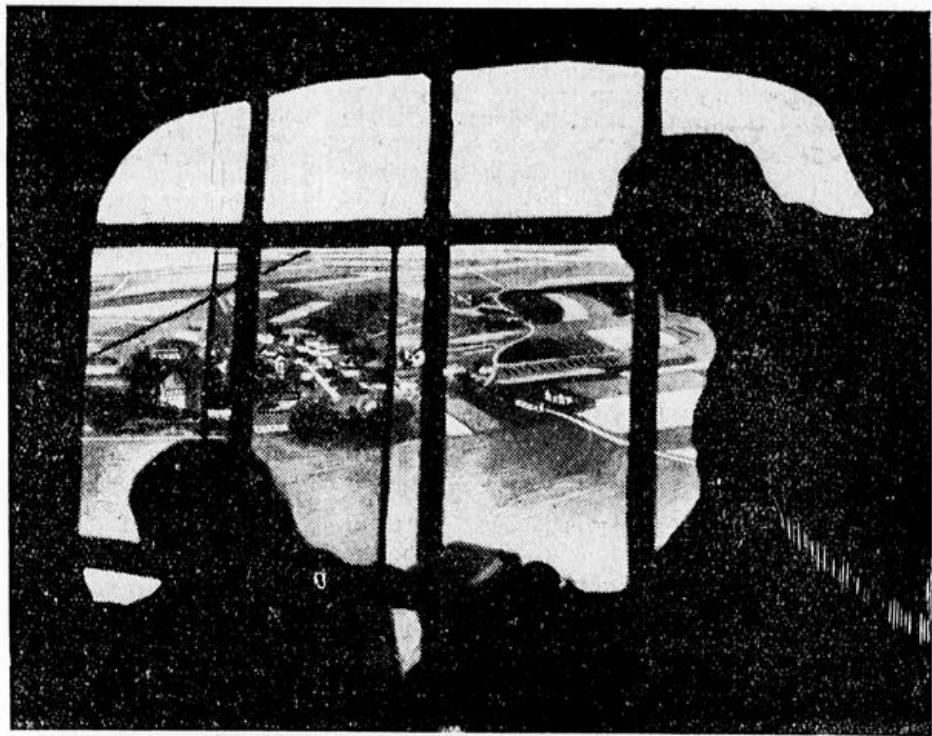
2. Juli 1900 vermochten sich der Erfinder und seine Getreuen nur 18 Minuten in der Luft zu halten. Das Ereignis, dem Tausende von Neugierigen aus allen Teilen des Lan-



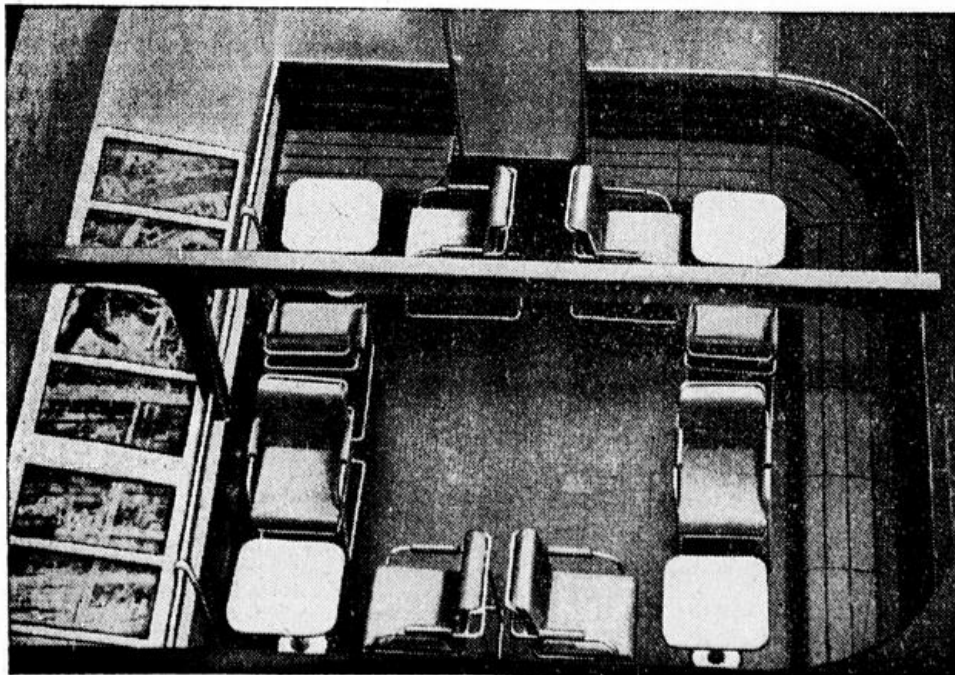
Das Herz des „Grafen Zeppelin“ — die Kontrollkabine. Kommandant Flemming (rechts) auf Wache Knud Eckener (links) am Höhensteuer

des bewohnten, stand im Zeichen der technischen Schwierigkeiten. Infolge stark böigen Wetters hatte der Start verschoben werden müssen. Der Aufstieg vom Spiegel des Bodensees ging nicht glatt vonstatten. Zwei Haltauere waren gerissen, so daß die Spitze des Schiffes gen Himmel ragte. Bei dem Versuch, durch rasche Bedienung des Höhensteuers den Fehler auszugleichen, wurde das Gewicht allzusehr nach vorn gelegt. Da das Seitensteuer den Dienst verlagte, mußte das Luftschiff die Probefahrt mit zu Boden gerichteter Spitze unternehmen.

Das war der Anfang! Eine „Zigarre“, wie die Witzblätter das Luftschiff nannten, eine „Zigarre“ von 11 300 Kubikmetern Rauminhalt, mit zwei Motoren von je 15 Pferdestärken ausgestattet — und heute „LZ 127, Graf Zeppelin“ mit seiner elegant gestreckten, schlanken Gestalt, mit 105 000 Kubikmetern Rauminhalt und Motoren von 2650 Pferdestärken! Nur 33 Jahre liegen



Die Welt von oben — ein einzigartiges Erlebnis. Blick aus einem Kabinenfenster der Passagiergondel



„Dienst am Fluggast“ — zweckmäßig schöner Aufenthaltsraum in der Passagiergondel des neuen Luftschiffes

gestellt werden, das einer technischen Vollendung auf Grund der praktischen Erfahrung, die die großen deutschen Luftfahrer sammelten, noch näher sein soll, als der „Graf Zeppelin“. Der Tragkörper des „LZ 129“ wird vom Bugspitze bis zur Heckspitze 247,80 Meter messen und einen Rumpfinhalt von 200 000 Kubikmeter aufweisen — wird also schon an Größe dem „Grafen Zeppelin“ fast um das Doppelte überlegen sein. Mit der Montage des Mittelringes, der einen Durchmesser von 41,2 Meter hat, wurde im Sommer 1932 begonnen. Heute ist der Luftriele bis auf die Spitze fast fertig montiert. Der Rumpf des Schiffes besteht aus 47 Querringen, die jeweils 15 Meter voneinander entfernt sind. Innerhalb des Rumpfes läuft der achtsiale Laufsteig, der sich beim „Grafen Zeppelin“ ausgezeichnet bewährt hat. Er ermöglicht vor allem eine kändige, genaue Kontrolle der Sicherheitsventile und der herzförmigen Gasammern. Vom Laufgang aus führen

Toilettenräumen, Bädern und Küche im B-Deck.

Zwischen dem ersten Zeppelin, der im Jahre 1900 seinen zaghaften Probeflug über dem Bodensee unternahm, und dem technischen Wunder „LZ 129“ liegt die Geschichte des deutschen Zeppelinbaus, liegt die Geschichte der 117 Ahnen des „Grafen Zeppelin“. „Graf Zeppelin“ trägt zwar die Nummer „LZ 127“, doch wurden in Wirklichkeit nur 117 Schiffe gebaut, da die Ausführung von zehn Plänen zum Bau von deutschen Luftriesen durch das Diktat von Versailles unteragt wurde. Es bleibt zu hoffen, daß die bessere Zukunft im neuen Deutschland dem deutschen Fortschrittsgeist keine Hemmungen auf-erlegt.



Frauen auf Vorpasten des Deutschtums

Vom Heldentum und Aufbauwerk der unbekannten deutschen Frauen in den ehemals deutschen Kolonien

(1. Fortsetzung.)

Endlich der Sieg!

Nur langsam schreitet die Eroberung des fruchtbaren Landes fort. Nach fast drei Jahren schlagen sich die letzten Anhänger Quamas zur deutschen Truppe. Die aufblühenden Siedlungen, die reichen Felder zeigen ihnen den Weg. Hauptmann Prince findet den eingetretten Häuptling endlich halbverhungert mit einem einzigen Getreide erschöpft auf — fast sieben Jahre währte es, bis dieser Auführer, der die Stimme friedlicher Verständigung nicht hören wollte, der Gewalt unterlag und sich selbst den Tod gab!

Im Januar des Jahres 1900 treffen Prince und seine Frau wieder in Dar-es-Salam ein. Schweres Asthma und Fieber haben Hauptmann Prince gezwungen, einen Heimaturlaub zu erbitten. Magdalena Prince hat sich ein qualvolles Magenleiden zugezogen. Sie lassen zurück wohnliche, deutsche Steinhäuser in den Stationen, die sie leiteten, fruchttragende Felder, die mit dem bis her unbekannten Pflanz bearbeitet werden, zahllose Menschen, die sie lieben lernten, und ein Kindergrab in Iringa, in das ein Elternpaar seine Zukunftshoffnung legte. Und dennoch lehren diese beiden Menschen zurück, nachdem Hauptmann Prince den Degen gegen den Spaten eingetauscht hatte; sie kehren zurück, um in diesem schwer zu ertingenden Lande noch weitere Kulturarbeit zu leisten!

Kaffee aus Usambara

Magdalena Prince hat Ostafrika mit ganzem Herzen lieben gelernt. Sie geht mit Freude an die neuen Aufgaben, eine landwirtschaftliche Siedlung zu schaffen. Sie schwärmt von der Schönheit dieses wilden, kraftvollen Landes, von den unendlichen, waldreichen Berghöhen, dem wunderbaren klaren und gesunden Höhenklima und der Fruchtbarkeit des Bodens. Und sie beginnt die Arbeit mit um so größerem Eifer, als diesem neuen Leben das trügerische Vorzeichen fehlt und sie den Kampf um die Erde an der Seite ihres Gatten aufnehmen kann. Neben der Anlage von Kaffegärten und Feldern, deren Erträge den Bedarf der Hauswirtschaft decken sollen, ist das Ziel der neuen Siedlung: Kaffee! Kaffee aus Usambara!

Aber was für Arbeitskräfte ...!

Das Land ist dazumal billig und man hat die Auswahl. Tagelohn durchstreift Prince mit seiner Frau betritten das Land, um den günstigsten und schönsten Fleck des geeigneten Landes ausfindig zu machen. Er liegt von Tanga aus gesehen in westlicher Richtung hinter Saktarani im Bergland.

Aber am Urwaldgelände urbar zu machen, braucht man Arbeiter. Es bieten sich ausreichend schwarze Tagelöhner aus der Nachbarhaft an. Aber sie arbeiten acht, höchstens zehn Tage, um dann ohne Abschied nach Erhalt ihres Lohnes wieder in die Heimat zurückzukehren. Keine Nacht der Welt könnte sie davon abhalten, das Erworbene nun in Ruhe zu verzehren, beim freundlichen Anblick der schwarzen Ehefrauen, die die eigenen Felder bestellen. Erst langsam gewinnt man einen Stamm zuverlässiger Arbeiter und vermeidet so die Anfangsgefahr, bei kritischer Witterung inmitten der Geldbestellung tagelang ohne jede Arbeitskraft dazustehen.

Der Urwald brennt!

Magdalena Prince ist anfangs wohl manchmal heimlich mutlos geworden bei der Vorstellung, wieviel Zeit und Kraft aufgewendet werden mußte, um aus dem völlig unberührten Urwald fruchtbare Pflanzungen zu schaffen. Aber sie nimmt an der Seite ihres tatkräftigen Gatten mutig den Kampf auf.

Zunächst werden die uralten Baumriesen gefällt — ein Volksfest für die Neger. Dann werden mit Fackeln die Baumstämme und das Unterholz abgebrannt. Die Flamme schwillt und breitet sich rasch aus, es gilt, ihr rechtzeitig Einhalt zu gebieten. Dann folgt das Roden und das Unterspülen von Äste und Reiten. Endlich das Segen der ersten Apfelsinen- und Zitronenbäumchen, das Herreichen der Kartoffel- und Gemüsebeete, die Anlage der ersten grünen Wiege.

Zur Kaffeepflanzung muß den schwarzen Arbeitern mit unermüdlicher Geduld die Anlage von gleichmäßigen, langen Beeten und das Einsetzen der Pflänzchen in Pflanzlöcher gezeigt werden. Man wählt Kaffee als erste Pflanzung, da seine Stauden von dem Schreckgespenst Afrikas, der Heuschrecke, verschont bleiben. Wieviel Arbeit, wieviel Plage und Mühsal, wieviel Hoffnung wurde in diese erste, beschriebene Kaffeepflanzung gelegt bis zur Ernte, bis zum Trocknen der Früchte auf der Tenne und der ersten Tragkolonne, die die Süde zur deutschen Bahnstation führte!

„Segen ist der Mühe Preis!“

Der erste schöne Erfolg gab dem Pflanzepaar den Mut, die primitive Hütte in ein richtiges, deutsches Steinhäus zu verwandeln. Die Steine mußten in den nahen Bergen ausgepugnet und auf dem Rücken herbeigetragen werden. Anlage von Fahrwegen, Einteilung von Traktieren hätte den Bau zu sehr verteuert!

„Stillstehen, ausruhen oder rasten gibt es freilich nie“, sagt Magdalena Prince. Nach dem Hausbau folgt die Anlage von Stallungen, von Arbeiterhäusern, die Erweiterung der Pflanzungen, die Anlage von Straßen und einer Verwaltungsabteilung, in der die Möglichkeit eines Anbaus von Kaffholz und Kaffpflanzen unter ostafrikanischen Bedin-

Von Roly von Engelhardt

gungen erprobt wird. Kein Stillstand, ein rastloses Vorwärts und Aufwärts!

Das war das Leben einer von vielen deutschen Frauen auf deutschem Kolonialboden, ein ständiges Ringen um die Wildnis und ihre Menschen. Ein einziges Glück: die schönen kolonialisatorischen Erfolge an den schwarzen Bewohnern und an der fruchtbaren Erde. „Wir waren glücklich bei alledem in dem Bewußtsein, mir der Pflichterfüllung der eigenen Familie gegenüber auch eine Pflicht dem teuren Vaterland und seiner schönen Kolonie gegenüber zu erfüllen.“ —

Deutsch-Ostafrika nach dem Weltkrieg!

Die kolonialisatorischen Leistungen der deutschen Farmer in Deutsch-Ost wurden selbst von Engländern anerkannt, die vor dem Kriege diese schöne Kolonie bereisten. Im letzten Friedensjahr schätzten die Behörden das dort angelegte deutsche Vermögen auf mindestens 300 Millionen Mark. Neunzehn Jahre später muß man erfahren, daß der Verkauf, besser die Veräußerung, der deutschen Besitzungen die Summe von 1,3 Millionen Pfund Sterling ergeben hat, also nur rund neun Prozent der deutschen Schätzung!

Dazwischen liegt der vierjährige Heldenkampf deutscher Truppen gegen die feindliche Uebermacht. Nach dem Versailles Diktat ließ England die deutschen Farmer in Eisenbahnzügen zusammengepackt zur Küste transportieren;

größtenteils war ihnen nicht einmal Gelegenheit gegeben, das Nötigste mitzunehmen oder zu ordnen. Dann lehrten sie, nach wochenlangem, bangem Warten, ins Vaterland zurück, vertrieben aus der zweiten Heimat, die sie mit ihrer Hände Arbeit sich schwer erworben hatten. —

Anders als Kolonisten ...

Das Land blieb den deutschen Kolonisten verschlossen. Aber es fanden sich nicht genügend Engländer, die das mühevoll Gekaufte eines echten Pflanzers im Sinne der deutschen Anlagen auf sich genommen hätten. England ließ daher die meisten erhaltenen deutschen Besitzungen, die herrenlos standen, zu Spottpreisen in die Hände von Indern, Griechen, Syrern und Portugiesen übergehen. Aber allem Anschein nach entsprach der Erfolg dieser Kolonialpolitik nicht den Erwartungen — plötzlich öffnete England den deutschen Farmern wieder die Tore nach ehemals Deutsch-Ost. Zahllose Deutsche folgten freudig dem Ruf und erwarben unter großen Opfern wieder ein Stück Land, um von neuem und von vorn die große Aufbauarbeit zu beginnen. Tant dieser Tühen und unerschöpflichen Pioniere des Deutschtums und ihren Frauen sind heute nun seit 1926 wieder zwei Prozent der ehemals deutschen Farmer in deutschen Besitz zurückgekehrt! Und was den Engländern in sechsjähriger Probezeit nicht gelang: nicht nur Kaffee, auch Tee wird heute von den deutschen Siedlern angebaut! (Fortsetzung folgt.)

Lexikon für jedermann

Freiheit durch Raugummi

Es ist erstaunlich, wie erfindungsreich Menschen hinter Gittern zu werden. Gewöhnlich kommen Einbrecher, die eine Zeitlang gefesselt haben, auf die geschicktesten Methoden. Ganz besonders gilt das für die Amerikaner, für die es schon in der Freiheit nichts gibt, was sie mehr erregt, als Tricks zu erfinden, die Unmögliches möglich machen.

In dem Landesgefängnis Stearns in Minnesota ist es zwei Häftlingen gelungen, mit Hilfe von Raugummi aus dem Gefängnis zu entkommen. Die Nacht der beiden ereigte sich besonders Aufsehen, weil das Gefängnis als vollkommen „ausdruckslos“ gilt. Das Haus ist ganz aus Stahl gebaut, und auf die Weise kann man jeden Schritt und jedes Geräusch von Werkzeugen hören. Es war deshalb bis dahin unmöglich, mit Hilfe der feilen Türen oder Fenster Gewalttätigkeit zu betreiben. Die beiden Häftlinge haben nun das Raugummi Monete hindurch geschafft und haben dann mit dieser Waage das Gefängnis des Gefängnisses vollkommen abgedampft.

Die Häftlinge aller amerikanischen Gefängnisse, die sich sonst aus dem Kameradschaftsgefühl heraus über jeden Ausbruch freuen, sind diesmal einstimmig empört. Es ist nämlich zu befürchten, daß man den Gefangenen, denen das Rauchen schon verboten ist, nun auch das Raugummi entzogen wird, nachdem man sich in seiner Harmlosigkeit getäuscht sieht.

Der menschliche Querschnitt

Die neueste Attraktion in Kanada ist ein lebendiger Springschimmel. Da sitzt in einem Sattel jeden Abend von morgens bis abends eine Art indischer Mädchenprinz mit Turban, großen Ohrringen und dem obligaten Perleantropen auf der gebauchten Stirn. Um ihn herum ist alles indisch dekoriert. Und im Lichte der bunten Scheinwerfer liegen einige Prachtexemplare von Krokodilen und Schildkröten zu seinen Füßen. Bei diesem außerordentlichen Aufwand, der seine Herkunft aus dem Lande der Mythen und Sagen bezeugt, ist es nicht zu verwundern, daß sich unter dem phantastischen Gewand und der farbigemalenden Bekleidung etwas durchaus Europäisches verbirgt. Tatsächlich ist dieser Indianer — aus Schloffen — aber das ist angeblich der einzige Blau sein. Die Attraktion ist echt. Das Sensationelle an diesem Mann, der sich Mortado nennt, ist nicht das Kostüm und nicht die Krokodile, sondern: aus Händen und Füßen schießen ihm zwölf Stunden lang Wasserstrahlen. Man hat ihn vorher untersucht und festgestellt, daß er durch seine Wasserzufuhr von außen versorgt werden kann. Mortado erklärt allen Ungläubigen: „Vor zweieinhalb Jahren habe ich mir extra für diese Schaunummer durch einen operativen Eingriff Löcher durch beide Hände und Füße machen lassen, die gerade groß genug sind, daß eine kleine Silberkanüle hindurchgeführt kann. Die Heilung der Wunden habe ich immer wieder künstlich verhindert. Und das war über ein Jahr lang meine größte Sorge.“

Durch die Hände dieses fonderbaren Mannes, dem man einen Trick bisher nicht nachweisen konnte, strömten täglich dreitausend Liter Wasser. Wenn dieser sensationelle Querschnitt nicht verriet, daß man den Gefangenen, denen das Rauchen schon verboten ist, nun auch das Raugummi entzogen wird, nachdem man sich in seiner Harmlosigkeit getäuscht sieht.

Darf man spulen?

Die oft angezeigte Tatsache, daß Spulen möglich ist, scheint nach den Vorkommnissen in dem Berliner Spulhaus, in dem ein toter Onkel seiner kleinen Nichte erschießt, Mühe machte, mit ihren Spielachen spielte und, um alle Zerstörer zu vermeiden, seinen Namen auf eine bereitgestellte Tafel schrieb, erwiesen zu sein. Nun ist die Frage: Darf man auch spulen? Da in diesem Falle der Spul mit viel Geräusch verbunden war, erhebt der Hauswirt Einspruch. Er kann seiner Ansicht nach,

nachdem er das Recht hat, den andauernden Lärm allzu musikalischer Menschen und geräuschvoll spielender Kinder zu verbieten, auch Geister ausweisen, wenn sie zu viel Lärm machen. Und der besagte Onkel hat, wie die Wissenschaftler, die diesen Spul kontrolliert haben, bezogen können, ungeheuren Lärm verursacht. Da der lärmende Geist aber eng mit der Familie verbunden ist, muß man, um den Geist loszuwerden, schon die lebenden Mitglieder der Familie ermitteln. Der Hauswirt der Familie, deren Onkel, von Schörbe und Wiesenhaft beglaubigt, herumspukte, verlangt nun, daß die unheimlichen Mieter die Wohnung innerhalb von acht Tagen räumen. Er begründet sein Vorhaben mit einem Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches, nach dem Verträge für ungültig erklärt werden, wenn sich der eine Vertragspartner in der Person des anderen geirrt hat. Der Wirt erklärt, daß der Mieter ihm zwar, als er die Wohnung mietete, gesagt hat, daß er Kinder hat, aber niemals von einem spulenden Onkel gesprochen hat. Er fühlt sich also nicht verpflichtet, diesen spulenden Onkel in seinem Hause zu dulden. Es wird immer sein, dem Wirt klar zu machen, daß man von Spulenden und Geistern keine Miete verlangen kann, da sie doch im Grunde höchst illusorische Personlichkeiten sind; denn man hat dies und den Spul ganz offiziell so ernst und als feststehende Tatsache hingenommen, daß man ihn nun nicht mehr verleugnen kann.

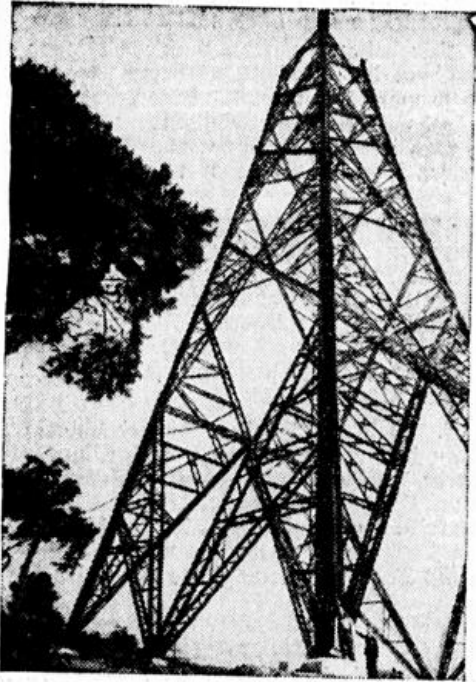
Macht Sport häßlich?

Betty Grimes, eine junge amerikanische Sportlerin und Champion im Wettschwimmen über 50 und 200 Yards, hat erklärt: „Wie wieder Sport!“ Wenn das ein „entwässertes“ Boxer sagt, dem andere starke Fäuste und das Sportgesch den Meisterschaftstitel entziehen haben, oder ein blutarmes Blaustrumpf, der noch nie einen Tennisballschläger in der Hand gehabt hat, so kann man diese Revolte gegen den Sport begreifen. Aber eine junge, erfolgreiche, hübsche Sportlerin. — A propos, hübsch. Was ist für eine Frau Geld, Ruhm, Renom, wenn ihre Schönheit darunter leidet? Und Betty Grimes hat jetzt, als es zum Winter und Ballaal zugeht, die furchtbare Entdeckung gemacht, daß der sommerliche Sport sie — zum mindesten für jedes Defollete verdorben hat. „Im Abendkleid bin ich ein Schöndel“, hat sie einem Reporter erklärt und hat ihm daraufhin eine Kampfrede gegen den Sport in der geistigen Ohren und das andächtig geöffnete Notizbuch diktirt, daß alle Sportlerinnen schon vor Schreck klein und häßlich werden müssen.

„Jeder Sport macht häßlich“, sagt sie. „Vom vielen Schwimmen habe ich athletische Schultern, muskeln bekommen und überlange Affenarme. Tennis treibt die Muskeln am Oberarm hoch und macht verdorrte, scharfe Regenzüge durch die übertriebene Spannung, mit der man jeden Ball erwartet und zurückgibt. Golf verzieht die Schultern und zieht den Körper nach einer Seite in die Höhe. Schwimmen zieht überall da Fett an, wo es höchst unmodern und unteilsam ist. Spitzentanz macht häßliche Waden und Barfuß-tanzen Plattfüße. Leichtathletik macht den Körper zäh wie Leder und nimmt ihm jede weibliche Anmut.“ Betty hat erklärt, nie wieder Schwimmen zu gehen. Sie weiß ein besseres Mittel, um schön und gesund zu bleiben. Viel schlafen, rät sie, wenig ärgern, viel in gutgefederten Autos fahren und in möglichst weichen, bequemen Sesseln sitzen, und vor allem nichts tun, was mehr Energie erfordert als man entbehren kann. Es wird sich zeigen, ob sich die Frauen von dieser Trostung einschlüpfen lassen und den Dienst an der Schönheit dem Sport vorziehen. Aber es ist kaum anzunehmen. Denn vorläufig sind unsere Sportlerinnen weder torpulent, noch schlief, noch haben sie Affenarme, Plattfüße und Regenzüge. Betty Grimes soll uns in zehn Jahren ihre Figur zeigen, nachdem sie in dieser ganzen Zeit keinen Sport getrieben und sich nur mit Bequemlichkeiten und Schlafen beschäftigt hat. Es ist sehr zweifelhaft, ob sie dann damit Reklame für ihre Anti-Sportidee machen kann!

Deutschland spricht mit der Welt

Zehn Jahre deutscher Rundfunk / Geheimnisse des Senderraums



Das riesige Skelett des neuen Senders Tegel. Die moderne Technik verwendet das leichtere Holz an Stelle von Stahl.

En Herbstabend des Jahres 1923. In Berlin, Potsdamer Straße 4, in einem winzigen Zimmerchen, hinten überm Hof, hat man Wände und Türen mit alten Gardinen und Lappen ausgestattet. Auf einer Kiste steht mitten im Raum — und alle turnen drumherum — das Mikrophon, um die Darbietung einem Sender zuzuleiten, der buchstäblich 0,7 Kilowatt aufweist. — Allgemeine Nervosität, denn hier trat zum erstenmal Deutschlands erster Unterhaltungs- und Rundfunk-Sender in Tätigkeit, Berlins erste Sendestation.

Ganz so primitiv, wie die Sendeanlage, war auch das Empfangsgerät. Kein Wunder, daß sich erst knapp fünfzig Interessenten für diese neue technische Erfindung gefunden hatten. Sie wurden nach Kräften bespöttelt und verlacht, wenn sie dem kleinen Kästchen mit zahllosen Spulen und Schrauben vornehmlich quäkende und pfeifende Töne zu entlocken wußten, wie deutlich in den dröhnenden Kopfhörern zu erkennen war...

Denn was war schon Besonderes dran an diesem „Rundfunk“? Die „drahtlose Telephonie“ kannte man schon vor dem Kriege. 1919 hatte die Reichspost den „telegraphischen Rundfunk“ eingeführt, er diente ausschließlich zur Durchgabe von Morsezeichen und mochte für diese Zwecke ja recht brauchbar sein. Wozu man aber diese Versuche unternahm, mußte und Vorträge auf dem recht ungewöhnlichen Wege auszusprechen und aufzunehmen — es konnte sich wirklich nur um eine dieser verrückten technischen Spielereien ohne praktische Bedeutung handeln.

Aber man gab die Versuche nicht auf. 1921 wurde Musik übertragen, am 8. Juni des gleichen Jahres sogar der Versuch einer Oper. „Madame Butterfly“ reiste von der Staatsoper nach Königs-Wusterhausen und von dort in den Äther hinaus. Es war kein reiner „Genuß“. Und die Witzblätter und Spötter hatten endlich wieder einmal neue Nahrung — es wimmelte von guten und schlechten Einfällen, den Rund-

funk betreffend. Aber die Bastler und die Berufstechniker blieben sehr ernst.

Im Mai 1922 konnte die Gesellschaft „Deutsche Stunde für drahtlose Belehrung und Unterhaltung“ gegründet werden, die mit Energie die Vorbereitungen zur Gründung eines Unterhaltungsfunks auf breiter Basis in Angriff nahm. Ende des Jahres 1923 wurde öffentlich bekanntgegeben, daß die Reichshauptstadt einen Rundfunk-Sender erhalten solle. Gleichzeitig erschienen, zu nächst schüchtern, die ersten Rundfunk-Zeitungen, der Verband der Rundfunk-Industriellen wird gegründet und im Vereinsregister der erste „Radio-Klub“ aufgenommen.

Noch immer gab es Zweifler, die das größte Wunder des Jahrhunderts für Schwindel und Bluff hielten. Ihnen gegenüber standen die Begeisterten und die Optimisten, die hohe und höchste Wetten abschlossen mit Bezug auf die mutmaßliche Hörerzahl, die der Rundfunk in kürzester Zeit gewinnen würde.

Ende des Jahres waren zwölf Rundfunk-Sender in alle deutschen Gauen emporgewachsen. Das Jahr konnte sogar würdig mit der ersten Rundfunkausstellung abgeschlossen werden.



Der Saal der Töne und des Herzklopfens... Ein Aufnahme- und Empfangsraum im neuen Funkhaus zu Berlin. Rechts oben der erste deutsche Senderraum vor zehn Jahren.

Sie verloren sämtlich ihre Einfälle, denn auf die Zahl von über vier Millionen deutscher Hörer, der heutigen Hörerzahl, hätte niemand zu tippen gewagt. Nachdem die ersten Sendungen bewiesen, daß die Welle nicht nur „Störungen“ aufzuweisen hatte, sondern auch gelegentlich recht klare Übertragungen, begann das Publikum zu erkennen, welche ungeheure Möglichkeiten sich ihm erschlossen. Es wurden zwar verhältnismäßig wenig Apparate entstanden, aber die „Schwarz-Hörer“ schlossen wie die Pilze aus der Erde. Kein halbwegs tüchtiger, zukünftiger Techniker, der nicht plötzlich in der Gunst seiner Familie und Bekanntschaft stand, weil er mit Draht, Zigarrenschachteln und ein paar Spulen eine Empfangsanlage herzurichten wußte. Die fälschlichen Geräte zeigten dazumal allerdings auch astronomische Ziffern als Anschaffungspreise.

Am 1. März 1924 wurde der Sender Leipzig in Betrieb genommen, und noch vor

Zehn Jahre liegt diese gemütliche Zeit nun zurück. Heute hat Deutschland 25 Rundfunk-Sender, deren Stärke mit 120 Kilowatt um das rund Zweihundertfache größer ist, als die der ersten Sender.

Zehn Jahre erst — eine ungeheure Entwicklung, die uns für die kommenden Jahrzehnte mit Optimismus erfüllen darf. Was werden sie uns bringen? Das Fernsehen für die Allgemeinheit? Das Farbentfimo im Heim? Oder noch weitere, heute ganz unbekannte Wunder der Technik?

J. M.

Geheimnisse des Senderraums

Wer zum erstenmal mit klopfendem Herzen den Senderraum betritt, aus dem die eigene Leistung nach allen Seiten in den Äther ausgeschleudert werden soll, fühlt sich vielleicht ein wenig enttäuscht. Kein Laboratorium, kein Gefäß und nichts, was an die geheimnisvollen Wunderwerke der Technik erinnert, die die Übertragung und Sendung erst möglich machen.

Ein behaglich und geschmackvoll ausgestattetes Wohnzimmer mit Schreibtisch, Polsterstühlen, Lesepult, schwarzglänzendem Flügel — sonst gar nichts. Auffallend nur die weißen Draperien von Tuchvorhängen, die die Wände verkleiden und deren Faltenwurf von akustischen Richtlinien bestimmt ist. Und dann natürlich das Kabel, die schlichte Schnur, die sich über

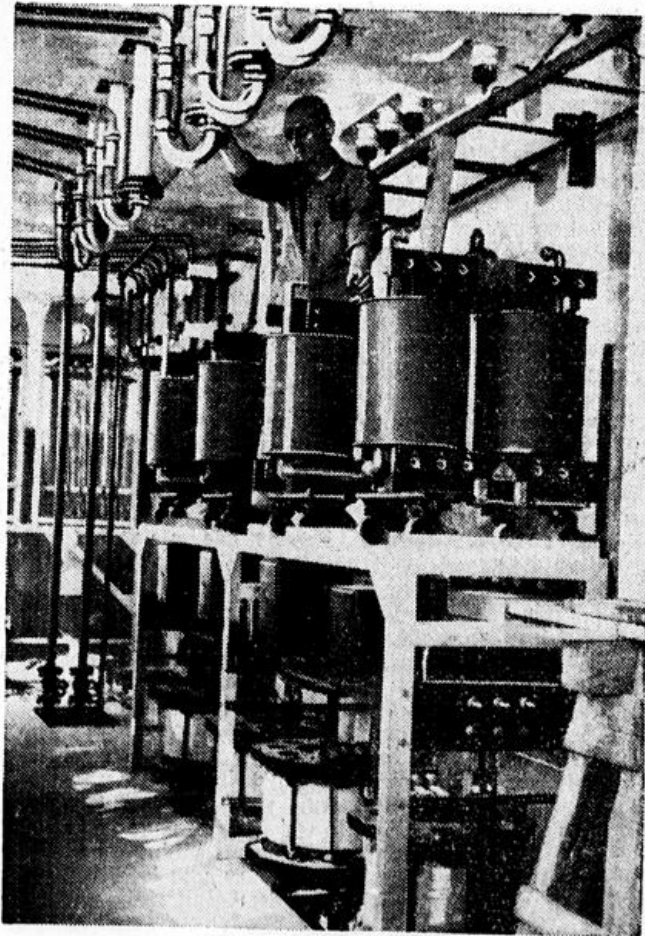
den Boden schlängelt und von dem kleinen Drahtbund bekrönt ist, dem Mikrophon.

Selbst die mächtige Standuhr fällt kaum aus dem Rahmen der behaglichen Einrichtung, wiewohl sie sich bei näherer Betrachtung als ein ganz besonderer Chronometer entpuppt. Nicht zwei, viele verschiedene Zeiger teilen hier die Zeit ein, um den Vortragenden beim zeitlich haargenauen Abpassen seiner Darbietungen zu unterstützen. Noch interessanter aber ist das „Regiefenster“ und die „Signalscheibe“. Dem Vortragenden gegenüber befindet sich dieses rechteckige, in die Stirnwand eingelassene Fenster in Form eines Kassenshalters. Es besteht aus einer einzigen, gegen Schall abgedichteten Glasscheibe und verbindet den Vortragssaal mit dem Regiezimmer. Der Regisseur sieht alle Vorgänge im Senderraum, und will er auch den akustischen Eindruck gewinnen, so nimmt er seinen Tonüberträger in Anspruch, der hier kein Laut-, sondern ein Leisesprecher ist.

Die Signalscheibe dient der Verständigung zwischen dem Regisseur und dem Vortragenden. Ein vieredriger, in vier Quadrate geteilter Mattglaskasten verrät in Leuchtschrift die wichtigsten Anweisungen. „Ein“ heißt: Sendung eingeschaltet, „Aus“ dementsprechend das Gegenteil. Rotes Licht verlangt Ruhe, grünes Licht erfordert eine Pause auf Grund technischer Schwierigkeiten. Wichtig ist für den Vortragenden, daß er in der Erregung der Stunde weder die Beobachtung der Uhr, noch der Signalscheibe im Senderraum vergißt!

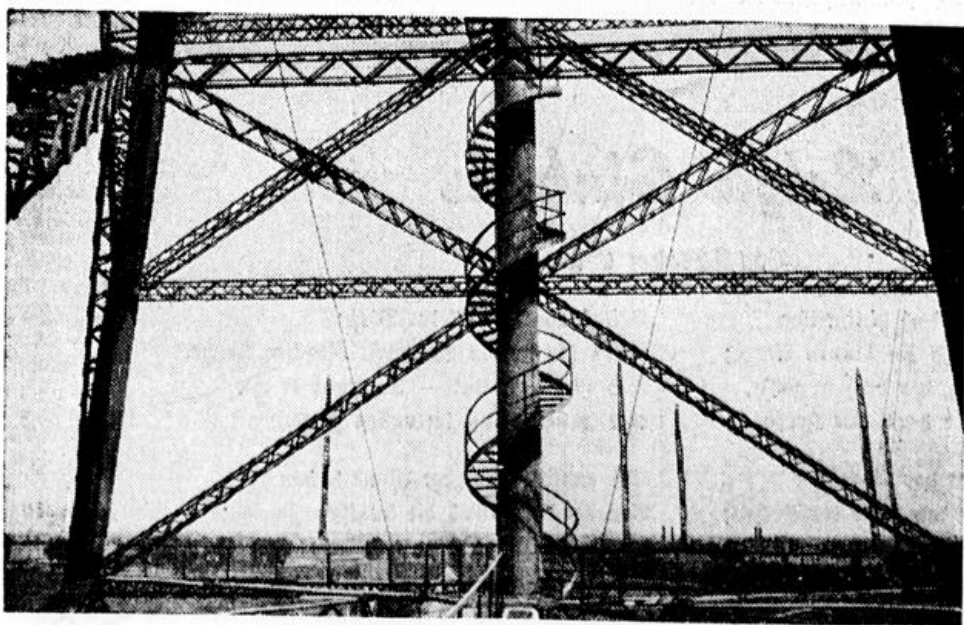
„Senderraum“ mag übrigens zu Mißverständnissen Anlaß geben. Es wird natürlich niemals aus jenem gemütlichen Vortragszimmer eine Sendung vorgenommen. Hier erfolgt nur die Aufnahme durch das Mikrophon, die tonliche Überprüfung der Darbietung, bis das Kabel sie zum Verstärker, der Verstärker zum oft Kilometer entfernten Sender leiten kann, der seinerseits den Vortrag über die Wellen in den Äther ausstrahlt.

Von einem „Achtstundentag“ kann im Rundfunk nicht die Rede sein! Der Kreis der Interessen aller Menschen im Verlauf des ganzen Tages muß berücksichtigt werden. Von der Morgengymnastik bis zur nächtlichen Tanzmusik, vom Frühkonzert bis zur



Geheimnisvolle Wunderwerke der Technik machen erst die Sendung möglich. Heiztransformatoren für die Großleistungsrohren.

Opernübertragung, von der Stunde der Hausfrau über die wichtigsten Vorträge um aktuelle Ereignisse bis zum Wetterbericht und Zeitzeichen umfaßt das Programm der Sendung in der Regel rund achtzehn Stunden. Und bei wichtigen Übertragungen von anderen Kontinenten werden oft auch noch die restlichen sechs Stunden in Anspruch genommen!



Ein märkisches Städtchen ruft die Welt. Die gewaltigen Sender, Wahrzeichen von Königs-Wusterhausen.

Unpolitische Chronik

Neun, 31. Dezember 1933

Eigenwillig, — aber — — —

Weihnachten war dieses Jahr besonders lang, und wie sehr sich auch der arbeitame und arbeitende Mann darauf freut, einmal ein paar Tage hintereinander ruhig sitzen zu können, das Glück zu empfinden, daß das Telefon seinen Schrecken mehr hat, zu wissen, daß alle die anderen 1000 Lügenglieder der sonstigen Tage mehr oder weniger gleichzeitig unter dem Christbaum sitzen und fromme Lieder singen, das gibt einen Frieden, der geradezu erdrückend ist.

Unter solchem Druck hat auch der unpolitische Chronist gelitten; nicht, als daß er etwa übermäßig viel Katzen oder andere fördernde Emissionen gebraucht hätte, um neben den Frieden des Herzens auch den des leiblichen Menschen setzen zu können, — nein, dieses nicht! — sondern weil er nach knapp 24 Stunden Ruhe deutlich den Drang verspürte, daß er eigentlich etwas tun müßte, etwas arbeiten.

Es liegt eine tiefe Weisheit darin, wenn wir während einer zufälligen Gänzung von Feiertagen die Pferdebesitzer aller Grade ihre kostbaren Gänze spazierengehendweise aus dem Stall herausholen und mit diesen ein paar Schritte Bewegung veranstalten; diese prächtige Übung des Pferdebewegens hat ihren Grund darin, daß das beste Pferd es nicht aushalten vermag, wenn es mehrere Tage still und unbeschäftigt im Stall stehen soll, während es sonst ja über Mangel an Beschäftigung nicht zu klagen braucht.

So erging es auch meinem Prachtwallach „Patentia“, der im Jahre 1917 — aber das gehört nicht hierher. —

Nach 24 Stunden beschaulicher Ruhe verfuhr an den Weihnachtstagen auch der unpolitische Chronist die Reigen, sich wieder ein bißchen zu beschäftigen; war hatte er sich für die Weihnachtstage ein gewisses Programm vorgenommen, als er einmal alle möglichen Zeitungen aus der Ferne und Nähe nach Weihnachtsgeschichten durchsehen wollte. Der Leser muß wissen, daß Weihnachtsgeschichten in jedem Jahre ein wenig weniger verurteilt werden, als es seine neue gibt; es wiederholt sich meistens immer der Vorgang, daß die Herren Autoren Erzählungen dichten, die am Schluss mit mindestens einer Verlobung oder mit sonst einem unglaublichen Glück enden, oder in denen etwas so unglaublich Unwahrscheinliches passiert, daß der Feuilleton-Schriftsteller oft gewaltige Bedenken hat, ob er so was seinen Lesern überhaupt vorlegen kann; aber meistens setzt er dann doch diese Speisen vor, weil die Leser eben schon allenthalben gewöhnt sind, und weil eben auch die lieben Leser an Weihnachten ein verführerisches Herz haben; sie verspüren keine Reue, einen anonymen Brief zu schreiben, sie können nicht auf die Redaktion kommen (die ja geschlossen ist) und nach den Weihnachtstagen haben sie meistens ihren Jörn vergessen oder aber haben genug mit sich selber zu tun.

Mit solchen Überlegungen, wie wohl am besten dem Mangel an guten Weihnachtsgeschichten abgeholfen werden könne, sah der unpolitische Chronist am zweiten Weihnachtstag unter dem schon stark riechenden Christbaum und er sah den Entschluß, einmal eine Anzahl brauchbarer Weihnachtsgeschichten zu schreiben, die ein bißchen aus dem Glauben und Vertrauen heraus, die allerdings dafür auch den Vorzug haben, daß sie sicherlich bis in die weitesten Ecken der Bevölkerung Frieden, Frohsinn und Freude wecken werden; und das ist sicher ein besonderes Verdienst.

Eigentlich hätte der unpolitische Chronist ja besser eine hundertprozentige Neujahrsbetrachtung geschrieben, wie sich das gehört; aber dafür fehlte ihm dieses Jahr wieder einmal der Stoff; schon im vorigen Jahre hat er sich die respektvolle Bemerkung erlaubt, daß er sich notorisch weigern müsse, den üblichen „Neujahrsgruß“ zu schreiben, und er will auch in diesem Jahre dieses Thema berufeneren Kollegen überlassen, die diesem Stoff noch mit dem nötigen Optimismus gegenüberstehen. Der unpolitische Chronist weiß, daß seine treuen Leser diesen Mangel verzeihen werden; ich könnte auch so allerlei von Silvesterfeiern und so erzählen, von Ausblick und Rückblick, aber — wie gesagt — das sollen andere Leute tun, die diese Aufgabe offiziell haben, hier in unserer Zeitung über dieses Thema zu schreiben; wir indessen, in unserer unpolitischen Klausel, beschränken uns auf den feierlichen Akt, unseren kostbaren Lesern auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege ein glückliches Jahr 1934 zu wünschen.

Was könnte man Gberez tun an solchem Tage? Es wäre fastlos, wenn ich hier von Plannenkunden und Punkt sprechen wollte, von dem auf der Postkarte meistens deutlich sichtbaren Glas Sekt und dem aus dem Füllhorn des neuen Jahres sprudelnden Geldstrom, oder von dem am Neujahrstag so oft abgebildeten Glückschwein mit dem Kleeblatt in der Schnauze. Mit solchen Schilderungen kann man jetzt ja gar nicht vorsichtig genug sein; noch im vorigen Jahre hatte ich mir ganz harmlos die Bemerkung erlaubt, daß Schweine gar keinen Klee möchten, worauf mir ein Leser schrieb, daß dies nicht stimme, daß vielmehr ein Schwein sich sehr gerne Klee möchte; auch in dem dazwischenliegenden Jahre habe ich nicht feststellen können, wer denn da nun Recht hat, weil ich keine Zeit dazu hatte.

Und so mache ich es denn in diesem Jahre wieder bewußt „anders“; ich fertiere hier meinen Lesern meine drei wunderlichsten Weihnachtserzählungen, welche mir außerordentliche Freude machen, weil sie so echt klingen; Rückfragen sind für diesen Fall dankend verboten. An den Erzählungen ist natürlich kein wahres Wort. Sie sollen nur beweisen, in welche Richtung ich gerne die Weihnachtserzählungsindustrie gelenkt haben möchte, zu welchen schönen Werken ein einzelner Mensch fähig ist, wenn er nichts anderes zu tun hat, als eben still zu sitzen und zu warten.

So vernehmet denn:

Zuflucht: Ein Gastspiel von der Grimelbe das jüngsten Geistes Volantlin von Blaufüßlaufsaufsauf.

Und so sah denn auch in diesem Jahre Kuno von Blechbüchsenhausen am heiligen Abend allein im Wintergarten des über — unter Brüdern — 550 Jahre alten Schlosses; draußen fiel ein weicher weißer Schnee nieder und hüllte alles in weiße Weiche. Graf Kuno war allein, und seine Gedanken weilten bei seinem Sohn Valentin, jenem unglückseligen Erben des

Namens und des Hauses, den der Vater in einem Anfall von Zorn enterbt und mit einem vollen Portemonnaie auf Tour geschickt hatte, mit der Auflage, erst nach minimum 3 Jahren zurückzukehren, bis er weniger leichtsinnig und weniger arbeitsscheu geworden sei. Valentin war an jenem unglückseligen Abend reutentbrannt von dannen gegangen, nur schlicht mit einem Pelzmantel und mit einem Monofel bekleidet, mit einem derben Wort des Abschiedes auf den Lippen, das man in einer ausländischen Zeitung unmöglich wiedergeben kann.

Das war nun drei Jahre her; nie hatte Haus Völsand vom jungen Grafen wieder je gehört; er war — wie man so sagt — verschollen, aber im Herzen des alten Grafen brannte die Reue tief und schmerzhaft; denn er hatte sich so viel Mühe mit diesem Sohne gemacht, ohne daß dieser allerdings diese Mühen irgendwie anerkannt oder gelohnt hätte.

Es dämmerte immer weiter an diesem Abend, und es wurde immer dunkler; von ferne her hörte der alte Graf die Dorfgeschellen aus der Nachbarschaft; sie läuteten den heiligen Abend ein; im Geheimen war er, der alte Graf, sehr stolz auf die Reue tief und schmerzhaft; denn er hatte sich so viel Mühe mit diesem Sohne gemacht, ohne daß dieser allerdings diese Mühen irgendwie anerkannt oder gelohnt hätte.

Schon war es 10 Uhr geworden und Melitta, was die gute alte, treue Dienstin und Güterin des Hauses noch aus der Zeit der hochseligen Gräfin Maria war, trat ein, und sie meldete, daß draußen in der Halle ein Mann warte, der den Grafen Kuno unter allen Umständen zu sprechen begehre. „Wieso?“ fragte der alte Graf, der sich allerdings doch sofort erhob, seine Weste nach unten schnürte und aus dem wohltemperierten Zimmer in den Hausgang trat, wo eigentlich nicht minder wohlige Wärme war; denn das Haus hatte durch und durch Dampfheizung.

In der Halle stand ein junger Mann zwischen 28 und 48 Jahren; er war wirklich schön gefaltet, hatte nicht einmal ein Monofel an, und seine sicherlich einstmals schönen, durch Not und Entbehrung aber gestörten Züge sprachen eine berebere Sprache.

Kaum daß der Graf das Licht vollends angeknipst hatte, sagte er — die Leser haben das wohl geahnt — zusammen, ging schnellen Schrittes auf den wartenden Valentin — denn dieser war es! — zu und sagte: „Valentin, mein Sohn...“ und dieser entgegnete darob: „Durchunddurchschaffter Vater!“

Den Rest des Abends verbrachten die beiden Männer in verträumtem Gespräch; erst als es in den Dörfern ringsum zur Mitte läutete — also gegen 3 Uhr 45 Minuten — trennten sie sich.

Haus Völsand hatte seinen Erben wieder; nie brannte in den letzten Jahren seit dem Tode der hochseligen Frau Gräfin Maria wieder ein gleich frohlicher Christbaum. Weißer Schnee hüllte die Landschaft ein — es war Weihnacht! Und als am Tage darauf vom Nachbargute die junge Komtesse Euterpe mit ihrer noch recht knispertigen aber immerhin verwitweten Mutter zum Feiertagsbesuch nach Schloss Völsand kam, da war das Glück kein Ende; der alte Graf Kuno und auch der junge Graf Valentin machten beide „Nids“, und mit der Verlobung der beiden Paare — Kuno machte der alten Gräfin Katapulta; Valentin der jungen Euterpe einen Antrag — befehlte kein Grund für einen Schriftsteller, weitere Einzelheiten solch freudigen Ereignisses zu schildern.

Eine schöne Geschichte erreicht ihr Ende.

Zuflucht:

Ein Gastspiel vom Waisenschauspielhaus.

Im Vertrauen auf die wiederauflebende Hausmusik hatte sich der Musiklehrer Wolfgang Amadeus Richard Bräselmann, der noch an das Christkind glaubte, weil das billiger ist, einen Abach-Flügel gemietet. Ja, er hatte sogar am Fenster seiner beiseitenden Behausung genügend Platz gemacht, um das sicher kostbare Stück aufzustellen; wesentliche Teile seines ansonsten noch recht brauchbaren alten Klaviers hatte er schon veräußert, weil er eben fast damit rechnete, daß ihm dieser einzige bescheidene Wunsch erfüllt werden würde. Er hatte sogar schon ein reizendes Programm für den Abend zusammengestellt, das er

spielen wollte, wenn die Männer den Flügel würden abgeben haben:...

Es war schon 10.30 Uhr abends; unter und über ihm hatten die Kinder längst aufgehört, die vertauten Weihnachtslieder zu singen; und immer noch wartete Wolfgang Amadeus Richard Bräselmann auf seinen Abach-Flügel.

Da... was hören wir? — schwere Schritte waren auf der Treppe vernehmbar; tiefe Stimmen leidgewohnter Möbeltransporteure wurden deutlich erkennbar...

Wolfgang usw. Bräselmann erschauerte, ohne daß er allerdings überrascht gewesen wäre; so hatte er sich seinen Weihnachtssabend vorgestellt, so und nicht anders.

Als an die Tür geklopft wurde, wußte Wolfgang usw. Bräselmann, daß nun der Abach-Flügel heringetragen werden würde; und so war es denn auch. Eine reiche Gönnerin mußte diesen Flügel wohl für ihn gekauft haben; Genaues hat er nie erfahren; auch in der Zeitung hat man Genaues nichts über dieses Märchen gelesen. Es stand nur schlicht da zu lesen:

„Rechte Weihnachtstunde! Bei einem hiesigen, nicht allzu bemittelten Musiklehrer hiesiger Stadt wurde am heiligen Abend von einem unbekannten Wohltäter (oder Wohltäterin?) ein Flügel abgeliefert, den er keineswegs selbst bestellt hatte; die liebreiche Firma will diesen Auftrag von einem granulierten Herrn erhalten haben, der das kostbare Instrument sofort bezahlt hat. Wir gratulieren!“

Das war alles. Wolfgang Amadeus Richard Ludwig Bräselmann spielte an diesem Abend fromme Lieder, und als er später lustig wurde, spielte er auch einen langsamen Walzer („Valse lente brune“) ohne abzusehen.

In der Nachbarschaft und im Hause aber fiel die Miere erheblich; Tag und Nacht spielte Wolfgang, weil er meinte, der Flügel würde eines Tages wieder abgeholt werden; dieses geschah aber nicht.

Uns!

Zuflucht: Ein Gastspiel vom Kollnagun.

Als der Abend des Vorweihnachtstages dämmerte, lag der Haupt- und Chef-Schriftleiter der Großkollnagun-Zeitung am Kamin und zählte seine Weihnachtsgastifikation; er machte lauter schöne Häufchen von runden Latern und empfahl seine Verfasser in den Schutz des heiligen Johannes, der bekanntlich der Schutzpatron der Buchdrucker ist; so beschäftigt, machte er in seinen Gedanken schon einen grandiosen Zeitartikel zurecht, für nach den Tagen; denn er hatte ja nun gut reden; er hatte den heiligen Wunsch, etwas zur Befriedigung der Menschheit zu leisten, weil er selbst eben wunschlos und zufrieden und saturiert war.

Nein, wunschlos war er eigentlich nicht; er hätte gerne und freudig seine Weihnachtsgastifikation hingegen, wenn er Frieden mit seinem Kollegen der Konkurrenzzeitung gehabt hätte; denn zwischen beiden war eine heftige Fehde; er hatte jenem vorgeworfen, daß er gelegentlich von ihm abschreibe, was war nicht direkt zu beweisen war, aber dennoch einen gewissen Grad von Wahrheitsliebe für sich hatte. Seit jenem Vorwurf war Ruhe zwischen den beiden am Orte anhängen Kollegen, die früher sogar so fest mit einander befreundet waren, daß sie sich nichts Böses nachsagten.

Da der andere Kollege eine sehr freitbare Natur war, so verfolgte er seit jenem Tage des entsetzlichen Streites den eben Geld gezählt habenden Schriftleiter mit bittigen Artikeln und Anschuldigungen, wo immer er nur Gelegenheit hatte dazu.

Es war — wie gesagt — Weihnachtssabend!

Da schellte es plötzlich, wie das so zu sein pflegt, und herein trat — ganz richtig — Geli Ophi Belasam, der Kollege von der anderen Zeitung, reichte dem anderen Kollegen die Hand und sagte mit bebender Stimme: „O Freund! Daß wieder Frieden sein zwischen uns beiden; ich gebe zu, daß ich gefehlt habe, als ich von dir abschrieb; aber — glaube mir! — es war Liebe zu dir und deinem Stil! O Freund, vollkommener uns nicht wieder vertragen?“

Gerührt ob dieses Geständnisses, sagte jener „Es sei!“ und er nahm die Gratifikation, teilte sie mit seinem verflochtenen Geiger; der himmelstürmte ihm als Gegengabe zwei feiner Gedankenstriche, womit er sich eine Zeit lang ausgießen hatte, als noch Aphorismen modern waren, und als Alfred Kerr noch in Berlin das Theaterwetter machte.

Dann saßen sich beide in die Arme, meinten eine Zeit lang und traten an das Fenster; es hatte zu schneien angefangen. Ein Neß ging gerade durch die Straßen, ohne daß jemand daran Aufstoß genommen oder gar darauf geschossen hätte.

Es war eben Weihnachten! Das Fest des Friedens!

Finale!

Dies sind meine selbstgemachten Weihnachtsgeschichten, ich finde sie sehr schön! Wer sonst noch?

Diaz.

Letzte Einkehr

Von Theodor Storm

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längst die blauen Berge;
Kurz ist der Weg, der noch zu geh'n,
Und tief am Ufer harzt der Ferge.

Doch blinket schon das Abendrot
Und glühet durch das Rand der Buchen;
So muß er denn auch heute noch
Wie sonst am Wege Herberg suchen.

Die liegt in änen Ranken ganz
Und ganz vom Abenddämmer umglossen;
Am Tore steht ein blondes Kind
Und lacht ihn an und lat Willkommen.

Seitab am Ofen ist der Pflanz;
Schon kommt der Wirt mit blankem Krug.
Das ist ein Wein! — So trank er ihn
Vor Jahren einst im vollen Zuge.

Und endlich schaut der Mond herein
Von draußen durch die dunklen Zweige;
Es wird so still; der alte Mann
Schlüft träumerisch die letzte Reige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein laufend Ohr geneigt,
Ob jemand Kopf! und nach ihm fragt.

Un

Einen doch gegen
Termin zu
zuversicht
die Fahrt
kommt.

Soll ich
stosene Z
halb will
schon viel
uns bish
besucht, a
vorgene
samten
daraufge
Sie sich h
Sie es m
wünscht!
mal zu be
freuen, u
Diesen
genomme
gut er lib
Gegend u
einem ha
einem zu
igendwo
waren wi
lich wird
allmählich
Geschicht
Gypungl
schönste
kam. E
gearbeit
Beton in
weite von
und funde
alles ins
frades f
meinen Z

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Nach
Mittel u
Schmitz
ins neue
von
Selden id
Kaufman

Um Neuf herum.

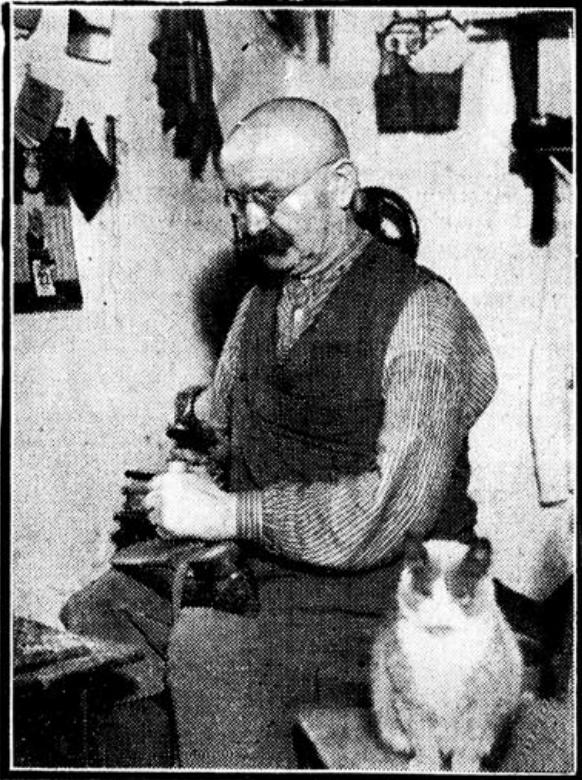
Einen neuen Sonntagsanzug zu Neujahr? — Das verköstigt doch gegen die alte gute Sitte, welche Östern als den einzig richtigen Termin dafür festgesetzt hat. Na, ich freue mich, und ich hoffe zuversichtlich daß Sie, liebe Leserinnen und Leser es auch tun, daß die Fahrt zum Landkreis von jetzt ab so staatsgemacht herauskommt.

Soll ich, wie es so üblich ist, einen Rückblick halten aufs verflossene Jahr? Wir fahren ja erst seit August zusammen, und deshalb will ich Sie für diesmal noch damit verschonen. Wir haben schon vieles aus unserer Heimat zusammen kennen gelernt, das uns bisher fremd war, manchen Ort im Landkreis zusammen besucht, aber noch lange nicht alle. Und es gibt so manche verborgene Schönheit in unserer Heimat, die auch dem aufmerksamen Berichterstatter entgeht, wenn er nicht mit der Nase daraufgestoßen wird. Darum, wenn Sie so etwas wissen, setzen Sie sich hin, nehmen Sie irgend ein Blatt Bayer und schreiben Sie es mir an die Redaktion der N. Z. Das ist mein Neujahrswunsch! Und es wird mir dann die größte Freude sein, Sie einmal zu besuchen. Dann wollen wir uns alle zusammen darüber freuen, und den Fotoapparat bringe ich auch mit.

Diesmal habe ich den N. Z.-Landmann mit auf die Fahrt genommen, nachdem er mir schon lange damit gepöhlte hatte, wie gut er überall Bescheid wisse. Wenn Sie nun dieser Tage in der Gegend von Neutirchen einen kleinen blauen Dickschwanz mit einem händelartigen Fahrer und einem jungen Mann mit einem zur Zeit wenig geistreichen Gesicht gesehen haben sollten, irgendwo festgefahren mitten in unwegsamem Gelände: das waren wir, auf der Fahrt irgendwo um Neuf herum. Aber schließlich wurde es doch ganz nett, und mein Mitfahrer nahm auch allmählich wieder den bei Zeitungsleuten üblichen intelligenten Gesichtsausdruck an. Wäre die Brücke über die Erst vor der Eppinghofer Mühle schon fertig gewesen, so hätten wir den schönsten Weg gehabt bis Anstel, auf dem man sich nicht verirren kann. Seit 15 Monaten wird an dieser modernen Betonbrücke gearbeitet, und in durchgehender Arbeit Tag und Nacht ist der Beton in die Verschalung eingefüllt worden. In einer Spannweite von 30 Metern überbrückt sie die hier 18 Meter breite Erst und findet ihre Fortsetzung in einer neuen Straße, die schnurstracks ins Gilsbachland hineinführen wird. Bereits im Juli soll alles fertig sein, und sollte man mich etwa zur Eröffnung einladen: meinen Zylinder halte ich schon bereit.

Anstel.

Nach der eben erwähnten Irrfahrt erreichen wir wohlgenut Anstel und besuchen zuerst einmal den Schuhmachermeister Schmitz, der gerade die Schuhe am befehlen ist, mit denen jemand ins neue Jahr hineinschreiten will. Während er „hin“, erzählt er uns von seinem geliebten Heimatdorf alte Geschichten, deren Seiten schon längst die Erde zudeckt. Der Engels Steffen, der Kaufmann Bongart, der Hahn, der Pamebader, der Löwe



Meister Anieriem aus Anstel.

Schwazze, sie bildeten eine Kugel die sich jeden Sonntag beim Viel Woll, früher Ariden, traf, und da wurde dann bei einem „Dreppche“ die Dorfpolitik ausführlich durchgesprochen. Das hieß dann: „die Eufuhr Weß“, in der das „Ne“ mitunter sehr spät kam. Das ist aber schon eine ganze Zeit her, und damals waren der alte Feldschöb, der auch schon in Amerika war, der Eve Frits und der Eve Frits noch junge Leute. Ueber alle aber ragt noch hinaus in die graue Vergangenheit die Wasserburg Anstel. Im Sommer ist das Haus ganz hinter dem Laub der Bäume versteckt; aber jetzt kann das Auge der Kamera hindurchsehen und das reizvolle Bild festhalten. Der Wassergraben, der einst die Burg derer von Siegenhoven, genannt Anstel, vor feindlichem Einfall schützte, ist noch erhalten; aber das alte Geschlecht ist seit dem Jahre 1851 erloschen. Was wir noch von ihm fanden, war eine schwarze Granitafel in der Kirche von Nettesheim auf der zu lesen steht: „Anno 1635, die 6. Februar ist der wohl Edelgeborene und Gutsbesitzer Johann von Siegenhoven genannt Anstel zu Anstel in Gott entschlafen. Der Seelen Gott gnad.“ Darunter steht dann noch der Nachruf für seine Frau Anna, einer geborenen Krebs aus Barrenstein, von der, weil sie bürgerlich war, die übrigen Siegenhovens nichts wissen wollten. Der Johann wird aber genau gewußt haben, was er an seiner Frau hatte, denn sie soll eine äußerst tüchtige Wirtschaftlerin gewesen sein. Heute stellt die Burg einen Gutshof dar, mit darum liegenden Wirtschaftsgebäuden. Es ist ein lauberes Dorf dieses Anstel, etwas hügelig und sehr reizvoll mit malerischen Bildern.

Da wir gerade hier sind, machen wir auch eben mal einen Sprung hinüber nach

Ebinghoven.

einem ganz beschaulichen Dörfchen, in dem man noch eine echte unverbundene Dorfstraße finden kann, wie man sie sonst nur in der Gifel antreibt. Die kleinen weißen Fachwerkhäuschen mit den schwarzen Balken fordern direkt zum fotografieren heraus, und selbst mein Fahrtgenosse, der nebst einigen Eingeborenen mit

Mit Auto, Photoapparat und guter Laune zum Landkreis.

drauf gekommen ist, tut dem schönen Bild kaum Abbruch. Ein Hof gegenüber der Kirche hat als Eingang ein prachtvoll geschnitztes Tor, das die Jahreszahl 1786 führt. Auf dieses Tor sind sicher alle



Ebinghoven.

Generationen, die bisher den Hof bewohnt haben, mächtig stolz gewesen. Auch die Kirche bezaubert wir, und finden links im Chor einen prachtvollen silbernen Reliquienaltar, auf welchem wir groß die Namen der hl. Agnes und der hl. Margaretha lesen; aber auch eine Reliquie des hl. Laurentius birgt der Schrein und noch viele andere. Wir hätten uns gerne alles genauer zeigen lassen, mußten aber der kurzen Tage wegen weiter nach

Nettesheim.

dem Dorf mit der prachtvollen alten Kirche. Zu Nettesheim gehören Bughelm, Frixheim und Anstel und bilden eine Gemeinde. Im Gegenjag zu der Kirche stehen die Heimen, vom Wetter und vom Alter stark gebeugten Häuschen, fast erdrückt von der Last ihrer Jahre. Daß die Kirchenuhr auf dem Turm 125 Uhr zeigt, ist nicht etwa ein Beweis dafür, daß der Küster einen ausgedehnten Mittagschlaf zu halten pflegt, wie böswillige Menschen auf der Straße behaupteten, und deswegen keine Zeit habe sie aufzu ziehen, sondern sie ist ganz einfach, wie wir uns nachher selbst überzeugen konnten zur Zeit kaputt, und es wird nötig sein zum „Reparieren“, der sie fügte“ zu wandern. Nein, wirklich, ich muß hier den Küster Emunds gegen alle Vorwürfe verteidigen, wozu ich mich umso mehr veranlaßt sehe, als er uns die Kirche von innen und außen, von oben und unten gezeigt hat. Der mächtige Turm stammt in seinem Unterbau noch aus dem 12. Jahrhundert, die Kirche in ihrer jetzigen Form entstand im Jahre 1515 und der Erweiterungsbau im Jahre 1858. Jede dieser Bauperioden hatte ihre besondere Art, jedoch der Stil nicht einheitlich ist, und doch ist die Kirche wirkungsvoll in allen Teilen. Wäre ich ein Maler, ich würde meine Staffelei vor dem alten Turm aufstellen und den Eingang malen mit der Trauereiche rechts, und links müßten noch einige Kreuze vom Friedhof in das Bild hineinragen. Darüber müßte dann ein letzter Schein der untergehenden Sonne liegen. — In der geräumigen Kirche fällt die Koloritfärbung auf mit der Figur des hl. Michael und als Weihnachtsgeheimnis hat die Pfarre ein neues Tabernakel bekommen mit einer wundervoll gearbeiteten Färbung. Wir stiegen dann zum Orgel hinauf, und Herr Emunds füllte den Raum mit den vollen weichen Klängen, ließ die Register spielen und schloß mit brandenden Tubellängen, die hinausdrangen über das schöne Gilsbachland. Auf einer schmalen hohen Leiter ging dann hinauf zu den Gloden: Jesus, Maria, Josef und Martinus. Auf der ersten lesen wir die Aufschrift: „Mich mit den andern drei Gloden gah Christian Claren zu Sieglar — Pius der Heimte als zählte da zwanzig 6 Jahre.“ Man sieht ihnen an, mit welcher Vorfreude auf hohe Festtage, besonders wohl auf die Kirmes gebeitet worden ist, denn verschiedene Stüde am Rande sind dabei abgebrochen. — Mut und Unerschrockenheit heuchelnd sind wir dann die tatsächlich etwas schwankende Leiter wieder hinuntergesteigert, wobei besonders mein Fahrtgenosse direkt bewundernswert war, als wenn es sein Beruf wäre, hohe Leitern zu besteigen.

Auf der Fahrt nach Bughelm, das sich ohne ersichtliche Grenze an Nettesheim anschließt, sehen wir an der Straße ein Stück von der Gilsbachregulierung. O, lieber Gilsbach, was hat man mit dir gemacht! Du flossst so schön frei durch das Dorf, und manches Gilsbachkind ist aus dir schlammbedeckt herausgezogen worden, etwas unfreiwillig zwar die heimtliche Weihe empfangen habend. Nun hat man dir ein neues Bett gegraben, an der anderen Straßenseite. Durch Röhren fließest du unterirdisch dahin, und bald

Scheidung durch Bridge.

Ueber amerikanische Scheidungsgründe, die mit einer sittlichen Auffassung der Ehe nichts mehr zu tun haben, ist man im allgemeinen im Bilde. Einen gewissen Gipfelpunkt in dieser Hinsicht stellt jedoch ein Scheidungsurteil dar, das kürzlich in Los Angeles gefällt wurde. Die Ursache war diesmal in den Bridgetarten zu suchen: das Bridgetpiel war der Totengraber dieser Ehe. Mister Tomers aus Los Angeles hatte sich dazu hinstellen lassen, seiner jungen Gattin das Wort „fool!“ (Dummkopf) entgegenzusprechen, als durch eine Reihe von ihr gemachter Fehler das Spiel verloren ging. Die Frau legte kurz entschlossen die Karten aus der Hand und ging stehenden Fußes zum Rechtsanwalt. Der Richter schied die Ehe und erklärte den Mann für den schuldigen Teil.

Die „Heilige“ Ameise ist faul und trunksüchtig.

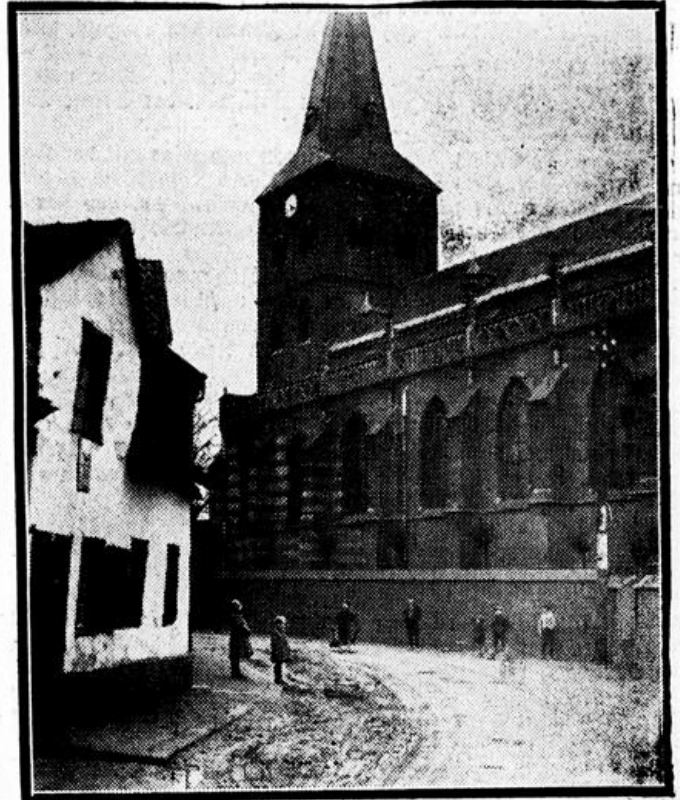
Auf der Jahresversammlung der englischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, die dieser Tage in Leicester vor sich ging,

wird man sich in Nettesheim-Bughelm vergessen haben: — Nach diesem elegischen Nachruf erteile ich den Fachleuten das Wort, die uns den großen Vorteil der Maßnahme darlegen werden.

Die Heimsfahrt geht über Rommerskirchen, wo wir noch einmal Station machen, und wo mich in der Kirche mein Fahrtgenosse mit seiner Kunst im Orgelspiel überrascht. Die hl. Cecilia hat sicher ihre helle Freude daran gehabt und ist auch sicher nicht böse

gewesen über die Jungen, die derweil von der Warmluft der Heizung Stüdchen Seidenpapier in die Höhe steigen ließen.

Können wir uns etwas Schöneres zum Jahresausklang unserer Fahrten denken, als das weihnachtliche Spiel der Orgel? Man ist still dabei, lauscht den Klängen und denkt nach über das vergangene Jahr, richtet auch seine Gedanken nach vorwärts in das kommende, das wir voller Hoffnungen begrüßen. Da fällt mir der



Nettesheim a. Gilsbach.

Spruch ein, der über der Grabtafel des Ehepaares von Siegenhoven in der Kirche von Nettesheim steht: „VIVE ET DISCE MORI.“ „Lebe zu leben und zu sterben.“

Und nun sitze ich bei mir zu Hause beim Weihnachtsbaum und bei der Krippe und schreibe. Und ich denke mir, daß auch Sie diese Klauerei über unsere Heimat jetzt unter dem Weihnachtsbaum lesen. Das möge uns alle recht eng verbinden und etwas von dem Lichterglanz soll auch das neue Jahr überstrahlen. Ihnen allen wünsche ich ein glückseliges neues Jahr!

Auf Wiedersehen, liebe Leser, bis zur nächsten Fahrt irgendwo um Neuf herum im Jahre 1934.

Walter Pfeifer.

wurden nicht weniger als 434 Vorträge abgehalten. Das größte Aufsehen erregten die Mitteilungen, die Prof. Julian Huxley über die Zustände im Reich der Ameisen gemacht hat. Huxley gab sich alle Mühe, um das allgemein gültige Charakterbild der „fleißigen Ameise“ in völlig neuem und weit weniger günstigem Licht darzustellen.

So führte er u. a. aus, daß im Ameisenstaate zwar muster-gültige Ordnung herrsche, daß in diesem Staat jedoch Verbrechen nicht bestraft würden. Die Ameisen stehlen, morden, rauben, treiben Sklavenshandel, töten und verdrängen. Eine ihrer hervorragendsten Eigenschaften ist die Geizhalsigkeit. Zwei weitere Laster seien — sagt Professor Huxley — bei der Ameise festzustellen: Trunksucht und Faulheit. Die Ameisen widmen sich mit besonderer Vorliebe gewissen Pflanzennurzeln, durch deren Saft sie in einen Rauschzustand versetzt würden. Was hätte das von den braven Ameisen gebracht!

Auf der Rennbahn des Lebens

Roman von KLARA SCHMEHLIK

(2. Fortsetzung.)

„Danke ergeben!“ sagte Georg. „Das nenne ich auch ein Vergnügen, so über die Spiegelglatte Fläche dahinzulaufen. Ruth war töricht, nicht mitzukommen.“

„Sie läuft lieber mit ihren Freundinnen. Jugend will zur Jugend.“

„Gefallen Sie, Gnädigste, sind wir vielleicht alt?“

„Na, sagen wir, nicht mehr ganz jugendlich.“ So klangen die Scherz Worte hin und her. Johanna wunderte sich selbst über ihren Übermut. Fast war es ihr lieb, daß die Kinder heute nicht dabei waren. Die kleine Inge durfte sich nicht am Eislauf beteiligen, da ihre Gesundheit zu zart war.

An unebenen Stellen griff Georg nach Johannas Hand. Ein Gefühl des Geborgenseins hüllte sie dann ein. Georgs fester Händedruck hob mit magnetischer Kraft etwas Namenloses, Unausprechliches aus ihrer Seele empor. Ein verlorrenes Lächeln lag in ihren Zügen.

Georg sah dieses Lächeln. „Ich sehe Ihnen ja heute ein richtiges Vergnügen bereitet zu haben, Fräulein Krogmann, das freut mich. Wieviel Dank bin ich Ihnen doch schuldig für alles, was Sie an meinen Kindern tun.“

Johannas Ohr suchte vergebens nach heimlicher Wärme in den Worten; sie klangen nur höflich. Nur Dank?

Wieder ließen sie schweigend nebeneinander her. „Jetzt wollen wir bis Glienide einen Wettlauf machen, um zu sehen, wer siegt, Hamburg oder Berlin!“

„Einverstanden!“ rief ihm Fräulein Krogmann noch zu. Ein paar kräftige Anläufe, und schon war sie ihrem Partner weit voraus. Die Schlittschuhe blühten in der Sonne; Georg sah lächelnd der Davoneilebenden nach. Wie ein flüchtiger Schatten huschte sie dahin. Donnerwetter, das geht ja wie der Blitz, dachte er. Er strengte sich an und war bald wieder an ihrer Seite. Johanna umkreiste Georg in elegantem Bogen. Er lachte. „Die Frauen verfolgen doch immer, uns arme Männer einzufangen!“

Johanna lachte noch einmal davon. Georg bemühte sich vergebens, sie einzuholen. Sie lief und lief. „Halt!“ rief er endlich. Johanna stand auf der Stelle. Endlich waren sie wieder zusammen.

Mit einer festen Hamburgerin kommt ein einfacher Berliner nicht mit. Ich erkenne Ihnen den Sieg zu, meine Gnädigste!

Johanna sah ihm lachend ins Gesicht. Wie nett er aussah, erfüllt von der reinen Luft, von der Sonne überstrahlt!

Er kam ganz dicht an sie heran und wies mit der Hand in die Ferne. „Sehen Sie dort das rote Dach heraus-leuchten? Das ist die Villa von Lydia May, von der ich Ihnen so oft erzählte. Einmal müßten Sie ihre Stimme hören.“

„Ja, ich sehe es“, bekräftigte Johanna tonlos. Ein großer Schatten fiel in ihre eben noch sonnenbeschlähten Seele. Sie blickte ihren Partner von der Seite an. Ein eigenartiger Glanz stand in seinen Zügen. Sie erschrak. Warum? — — —

Der Umbau an der Villa Lydia May ging bald seiner Vollendung entgegen. Die Sängerin hatte sich im ersten Stock eingerichtet, da sie noch keine passende Wohnung gefunden hatte. Die Maurer waren unten im Hause beschäftigt. Lydias Stimme klang durch das offene Fenster in den warmen Frühlingstag hinaus. Sie versuchte so gut wie möglich über die Störungen des Umbaus hinwegzukommen.

Ein junger Maurer horchte beauftragt auf. „Ah! Da ertönt ja wieder die Stimme unserer Nachtigall.“ Längst hatte die Sängerin diesen Epitheton von den Maurern erhalten.

Die anderen lachten. „Es arbeitet sich noch mal so schön bei Musik.“

Der junge sagte achselzuckend: „Nur schade, daß sie immer Dinger singt, die unsreiner nicht versteht. Nächstens bitte ich sie mal um ein lustiges Liedchen.“

„Dummkoppe, bist wohl nicht bei Trost!“

„Ach, was, sie ist immer so freundlich zu uns.“

Der ältere Maurer schmunzelte. „Ja, globe, sie widelt unsern Meister och so'n bißchen in.“

„Na, Lehmann, wie meensten dat?“

„Na, Kinder, braucht der Meister so ofte hierher zu kommen? Is ja gar nich so velle zu besprechen. Seid ihr blind? Wie oft hat die Schöne da oben ihn schon zum Frühstück eingeladen. Na, id laß mir doch nicht erzählen!“

Lehmann machte eine geheimnisvolle Miene. Zwölf Uhr. Mittagspause. Es war doch zu interessant, sich über den Meister den Kopf zu zerbrechen. Ein Arbeiter warf ein: „Ja, dachte nu, et würde wat mit Fräulein Krogmann werden.“

Lehmann wiegte den Kopf hin und her. Er galt als der Schlaueste unter den Arbeitern. Er wußte täglich etwas Neues und fühlte sich sehr wichtig. Endlich sagte er: „Et schien erst so. Aber seitdem er de Sängerin da oben kennt . . . id weech nich, dat kommt mir bedenklich vor.“

„Ach, wat du schon immer simulierst.“ Die Arbeiter ärgerten sich oft über Lehmanns Wichtigkeit.

„Hm, der Chauffeur hat mich neulich erzählt — — —

„Über id jag' jar nicht mehr.“

„Wat denn, Mensch, erzählt“ doch.“

„Der Chauffeur erzählte, wie oft er de Sängerin und den Meister von eener Wohnung zur anderen fährt. Sie sucht doch Wohnung, und er hilft ihr dabei. Inzwischen wird überall einjeseht, Konditorei, Bar usw. Na, Kinder, unser Meister hat ja sonst so wenig Zeit!“

Die Mittagspause war längst um. Blötzlich sprangen alle auf. Ein Auto rollte vor. Architekt Ruhnert trat ein.

Er gab einige Anweisungen. Das Mädchen kam vom ersten Stock herunter.

„Gnädige Frau läßt fragen, ob Herr Ruhnert sich schon nach der Wohnung am Kurfürstendamm erkundigt hat.“

„Ich komme sofort hinauf.“

Lydia studierte eine Opernpartie. Der Architekt stieg leise die Treppe hinauf. Er blieb stehen und lauschte atemlos. Architekt Ruhnert fühlte sich längst in diesem Hause heimlich. Vorsichtig klinkte er die Tür auf. Die Stimme brach ab.

Georg winkte. „Bitte, nicht stören lassen.“

Lydia wußte es, er kam gern still hinein und lauschte ihrem Gesang.

Georg ließ sich ihr gegenüber in einem Sessel nieder. Die Stimme umschmeichelte weich sein Ohr. Sie drang tief in sein Innerstes und ließ ihn Welt und Zeit vergessen. Die Sängerin lächelte ihm während des Zwischen-spiels zu; sie konnte längst in den Zügen dieses kunst-begeisterten Mannes lesen. Die letzten Akkorde verloren sich draußen irgendwo im Frühlingsmittag.



Die kleine Stadt

Noch ruhte Blick in Blick. Lachender Frühling stand vor dem Fenster. Das tiefste Weltgeheimnis tastete jugend zwischen Mann und Weib.

Georg zog Lydias Hand an seine Lippen.

„Ich danke Ihnen, wie — — —“

Die Sängerin unterbrach ihn. „Nein, nein, Herr Ruhnert, keine Komplimente. Diese Artie ist noch lange kein vollendetes Kunstwerk, es heißt noch viel üben.“

„Noch nicht vollendet? Was soll daran noch fehlen?“

Die Sängerin lachte. „Aber jetzt genug davon. Wie steht es mit meiner Wohnung, Herr Ruhnert, haben Sie etwas erfahren?“

„Ja, gnädige Frau, Sie können die Wohnung zum ersten Juli beziehen, wenn die kleinen architektonischen Änderungen bis dahin fertig sind.“

Die Änderungen übernehmen Sie doch, nicht wahr, Herr Ruhnert?“

„Gern, gnädige Frau.“

„Aber nicht wahr, jetzt machen Sie mir die Freude und nehmen ein kleines Frühstück mit mir ein?“

Ein Glückstrahl durchzuckte Georg, aber er blieb zurückhaltend. „Aber, gnädige Frau, das geht doch nicht, daß ich Sie hier so oft störe.“

„Stören? Sie machen mir ein Vergnügen, Herr Ruhnert, wenn Sie mir ab und zu Gesellschaft leisten. Es wird ja bald das letzte Mal hier gewesen sein“, setzte Lydia mit einem kaum hörbaren Seufzer hinzu.

Georg war unsicher, galt diese Trauer dem Abschied von dem Hause oder ihm? — — —

„Wird Ihnen der Abschied von hier doch schwerer als Sie dachten? Zu verstehen wäre es.“

„O nein, eigentlich kann es mir ja gleich sein, wo ich lebe. Allein bin ich doch, allein mit meiner Kunst.“

Das schöne Weib wußte, es war an der Zeit, behutsam Neige auszuliegen. Ihr Auge folgte den Rauchwolken ihrer Zigarette, sie sah aber doch das feine Spiel der Nerven in dem Gesicht des ihr gegenüberstehenden Mannes. Georgs stolzes Wesen reizte sie längst. Lydia war gewöhnt, alle Männer, die ihr huldigten, zu ihren Füßen zu zwingen. Herr Ruhnert blieb trotz aller Verehrung zurückhaltend. Dann — noch eins, er mußte reich sein, das vornehme Auftreten verriet es. Der Wunsch, diesem Manne anzugehören, sich von ihm verwöhnen zu lassen, beherrschte Lydia immer mehr.

Eine reiche Heirat war ihr doch lieber, als sich in dieser schweren Zeit selbst ernähren zu müssen. Sie ahnte, daß das Geld, das ihr der Hausverkauf einbrachte, bei ihren Ansprüchen nicht lange reichen würde.

In ihre Gedanken hinein klangen die Worte: „Eine Frau wie Sie braucht nicht allein zu sein, wenn sie nicht will.“

Lydia horchte auf, sie lächelte befriedigt. Dann schüttelte sie langsam den Kopf und behielt Georg Ruhnert fest im Auge. „Eine Frau, die einmal betrogen wurde, wird mißtrauisch.“

Georg sah sie lange an. „Das dürfen Sie nicht, gnädige Frau. Sie müssen wieder an ein Glück glauben, dann kommt es auch.“

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

„So?! — Lassen wir das jetzt, Herr Ruhnert. — Sie wollten mir noch einen kleinen Vortrag halten, wie Sie meine Wohnung umzuwandern gedenken.“

Georg stand auf. „Aber jetzt muß meine Zeit hier wirklich um sein. Schönste aller Frauen. Könnten wir das nicht mal an einem gemütlichen Abend besprechen?“

„Ja, aber hier wird es jetzt recht ungemütlich werden. Ich muß bald mit dem Baden beginnen, da ich dann noch eine größere Tournee zu machen habe.“

Georgs Augen leuchteten auf. „Und wie wäre es mit einem gemütlichen Abend bei mir in Schlachtensee?“

„Wie gern komme ich, Herr Ruhnert! Dann lerne ich doch auch mal Ihre beiden Kinder kennen, geht?“

Georg wurde es warm ums Herz. Sie verabredeten den Tag.

„Wie schön, Herr Ruhnert, daß Sie jetzt wieder eine so nette Dame bei den Kindern haben. Ich sprach Fräulein Krogmann schon oft am Telefon.“

Etwas Lauerndes lag in den schönen Augen.

„Gewiß, Fräulein Krogmann verlor meine Kinder glänzend und ist äußerst praktisch im Haushalt.“

Lydia May horchte in Georgs Worte hinein. Keine Wärme, nichts von Liebe lag in ihnen. Also: keine Gefahr für sie vorhanden!

Georg schritt am See entlang seinem Heim zu. Oft blieb er stehen und atmete tief die frische Luft ein. „Was gibt es Schöneres, als die erwachende Natur!“ sprach er vor sich hin. Er sah hinein in die blühenden Büsche und beobachtete das heimliche Leben der Vögel. Ihm war so leicht, so froh zumute, wenn er auf seinem Lieblingsweg zwischen Wald und See ging. Dann vergaß er den Hader, in dem er ständig mit den Menschen lag.

Leise betrat Georg seinen Garten. Er betrachtete aufmerksam Baum und Strauch. Er sah an der Seitenmauer des Hauses empor und schaute zwischen den Zweigen des Pfirsichbaumes das Drosselneß vom vergangenen Jahr.

„Sie luden das Drosselneß, Herr Ruhnert, nicht wahr?“ Johanna Krogmann kam hinter ihm die Treppe der Veranda herunter.

Georg wandte sich um und begrüßte sie. Dann blickte er wieder in die Zweige hinein. „Ja, jetzt entdecke ich es. Sehen Sie, Fräulein Krogmann, die Drossel sitzt schon auf dem Nest und brütet. Ist das nicht reizend?“

„Entzückend! Ich hatte es auch schon wiedergefunden.“ Sie schritten gemeinsam durch den Garten und erfreuten sich an all den Herrlichkeiten des Frühlingstages. Georg Ruhnert und Johanna Krogmann waren wegen ihrer Naturforscherei schon oft von Georgs verstorbenen Frau genadelt worden. „Mein Gärtner hat den Garten wieder nett in Ordnung gebracht. Wie schade, daß ich jetzt so wenig Zeit habe, mich darin zu betätigen. Früher war mir das eher möglich. Hoffentlich haben Sie den Vormittag hier ordentlich genossen.“

„O nein, ich muß auch etwas tun. Ich sah gerade auf der Veranda und brachte die Bücher in Ordnung.“ Herr Ruhnert erledigte seine schriftlichen Arbeiten größtenteils zu Hause, und Fräulein Krogmann half ihm dabei. Sie hatte sich gut hineingearbeitet.

„Sie sollten nicht immer so fleißig sein, Fräulein Krogmann.“ Ein leiser Schatten lag auf Johannas Gesicht. Sie wußte, sie würde hier nur noch wenige Wochen bleiben. Herr Ruhnert wollte es immer noch nicht glauben. Johanna ging hinein. Ruth trat ihr entgegen mit der Nachricht, sie hätte in Mathematik wieder eine Vier geschrieben. Die wilde Ruth machte ihr oft Sorgen, was würde mal aus ihr werden? — Sie strich dem wilden, dunklen Mädchen über das rauhe Haar.

„Ruth, Ruth, das muß noch besser werden, wir müssen fleißig zusammen arbeiten.“

Ruth sah finster drein. „Wenn nur erst Ferien wären!“

Tante Johanna lächelte. „Die schöne Zeit ist nicht mehr fern, und nach den Ferien wird die strenge Tante Hanna nicht mehr hier sein.“

Ruth sah sie erstaunt an. „Du willst nicht bei uns bleiben, Tante Hanna?“

„Ich kann nicht länger bleiben, ich muß doch einmal wieder nach Hamburg zurückkehren.“

Architekt Ruhnert sah nach Tisch die Geschäftsbücher durch. „Sie sind wirklich so fleißig, Fräulein Krogmann, ich danke Ihnen. Aber Sie sollten nicht so viel arbeiten.“

Freundlich sah ihn Johanna an. „Ich helfe gern, wo ich kann, Herr Ruhnert. Sie sind schon immer so in Anspruch genommen.“

„Was hat übrigens Ruth heute? Sie war so still bei Tisch.“

Johanna blickte ernst vor sich hin. „Ich sagte Ruth heute im Laufe des Gesprächs, daß ich nach den großen Ferien nach Hamburg zurückkehren muß. Vielleicht ist sie im Augenblick etwas betrübt, obgleich ich nicht glaube, daß Ruth mir lange nachtrauern wird.“

Herr Ruhnert war betreten. „Sie wollen uns verlassen, Fräulein Krogmann? Warum denn?“

„Sie wissen, Herr Ruhnert, daß meine Schwester im Sommer heiraten wird. Meine Mutter bleibt dann ganz allein; ich muß also nach Hause fahren.“

Georg Ruhnert seufzte. „Wie schade. Alles ging nun so glatt und schön hier im Hause, was soll jetzt wieder aus meinen Kindern werden?“

Herr Ruhnert, ich erinnerte Sie schon einige Male, wir wollen uns nach einer pallenden Erzieherin umsehen. Vielleicht kann ich Ihnen dabei behilflich sein, ich kenne ja nun die Kinder gut.“

Aber Herr Ruhnert wollte von einer Erzieherin nichts wissen. Er hatte da böse Erfahrungen gemacht.

„Wenn wir uns in Ruhe umsehen, wird es schon nach Wunsch gehen“, rebete Fräulein Krogmann zu.

(Fortsetzung folgt)

Auf der Rennbahn des Lebens

Roman von KLARA SCHMEHLIK

(3. Fortsetzung.)

Georg Ruhnert schüttelte den Kopf. „Ruth ist ein großes Mädchen und muß jetzt selbständig werden. Inge ist jetzt so vernünftig, daß man sie dem Mädchen überlassen kann.“

Johanna Krogmann sah ihn bekümmert an. Wie wenig wußte er doch von Jugendberziehung. „Herr Ruhnert, gerade ein so temperamentvolles Mädchen wie Ruth braucht in ihrem Alter eine feste führende Hand. Bedenken Sie die Großstadt, Herr Ruhnert! Ruth ist eine leicht empfängliche Natur. Inges zarte Gesundheit bedarf doch wohl auch liebevoller Pflege.“

Mergerlich lenkte Herr Ruhnert ab. „Vorläufig sind wir noch nicht so weit. Vielleicht findet sich bis dahin noch eine andere Lösung.“ Er blickte verjöhnt in den Sommerabend hinaus. Seine letzten Worte weckten dunkle Abnungen in der Seele des ihm gegenüberstehenden Mädchens. Eine leichte Blässe überzog Johannas Gesicht. Sie wußte längst, daß eine schöne Frau entscheidend in das Leben von Georg Ruhnert eingriff.

Die Großstadt schlief in tiefem Sonntagsfrieden. Be- freit vom Alltagsverkehr und Staub atmeten die Straßen die kühle Abendluft. Johanna Krogmann hatte am Nach- mittag einen Onkel besucht. Er wohnte mit seiner Frau in der Nähe des Gendarmenmarktes und verbrachte als Besitzer vieler Häuser einen ruhigen Lebensabend. Jo- hanna war sein Liebling und ihm in unerfütterlichem Vertrauen zugetan. Sie schritt frisch an der Seite des hochgewachsenen, rüstigen Sehrgers aus. Ein anheimelnd verlaufener Nachmittag lag hinter ihr. Die Tante, leicht ipig und neugierig, war mit ihrer Nichte nicht sehr be- freundet. Der Onkel begleitete Johanna zur Bahn. Sie gingen am Schauspielhaus vorüber.

„Hanna, Hanna, ich kann es nicht glauben, daß du uns Berliner schon wieder verlassen willst. Wie schade.“

„Die Mutter kann nicht allein bleiben, Onkel.“

„Aber es ginge bis zum Winter, sie ist doch nicht krank. Du weißt, wie wir uns freuen, dich in der Nähe zu haben.“

„Ich weiß, Onkel, aber es geht nicht.“

Plötzlich lachte der alte Herr auf. „Tante und ich hatten uns schon so schön etwas ausgemalt, als wir damals hörten, daß du nach Berlin kämst. Wir dachten, du würdest über kurz oder lang Frau Ruhnert werden. Wäre doch eine feine Partie gewesen. Ihr kanntet euch, du — — Der Onkel blickte seine Nichte von der Seite an und sah, wie sie sich verärgerte. Er blieb stehen. „Hanni, ich merkte schon heute nachmittag, daß du vom Thema ablenkst, als wir von deinem Fortgang aus Schachzinsen sprachen. Ich weiß, du vertraust dich der Tante nicht gern an. Aber sag es mal deinem alten Onkel, gehst du nur wegen der Mutter nach Hamburg zurück?“

Johanna senkte den Kopf. Keine Antwort. Der alte Herr drückte ihr warm die Hand. „Bleib dein Herz hier.“

Reife kam es von ihren Lippen: „Wissentlich.“

Kaltlos stand der alte Mann vor ihr und streichelte ihre Hand. Endlich sagte er: „Aber warum — —“

Johanna hob plötzlich den Kopf, sah den alten, lieben Freund offen an und sagte ihm alles, was sie bedrückte. Sie gingen langsam auf und ab.

Johanna wurde sich erst jetzt ihrer Liebe zu Georg Ruhnert voll bewußt, als sie ihre Gedanken und Gefühle in klaren Worten vor sich aufbaute. Aber sie fühlte auch die Kraft in sich, ihre Liebe zu bezwingen, so lange sie den Kindern zuliebe freiwillig in dem Hause Ruhnert blieb.

Carl Ruhnert hatte schweigend zugehört. Es war das alte Lebenslied, das da an sein Ohr klang.

„Aber, Herr Ruhnert, ich doch leicht scharf gegen seine Leute, etwas rauh nach außen hin, und du liebst ihn dennoch?“

„Ja, Onkel, dennoch! Die Schale ist nur rauh, der Kern ist gut. Ich liebe ihn als den schaffensreudigen, ar- beitsmutigen, unermüdbaren Mann, der es im Grunde ge- nommen auch mit seinen Leuten gut meint. Sein hohes Gerechtigkeitsgefühl läßt ihn vielleicht oft hart erscheinen. Aber“, sagte sie traurig lächelnd hinzu, „eine verständnis- volle Frau könnte diese rauen Kanten seines Charakters abfeilen.“

Der Onkel war tief ergriffen von Johannas Worten.

„Wie blind ist dieser Georg Ruhnert! Er läßt den Edelstein achlos beiseite liegen und nimmt den Simili im trügerischen Glanze auf.“

„Nicht doch, Onkel.“

„Doch, doch, mein Kind. Ich habe schon viel von Lydia May gehört. Ihre Stimme ist herrlich. Aber sonst wird ihr nichts Gutes nachgesagt. Hanni, wie bang' ist mir um dich.“ Er nahm ihre beiden Hände.

Seine Nichte versuchte zu lächeln. „Du darfst dich nicht um mich sorgen, Onkel Carl. Eine feste Hamburgerin läßt sich nicht so leicht vom Schicksal niederdrücken. Ich bleibe noch wegen der Kinder bis zu den Ferien. Die Hermsten, wenn sie nur eine gute Mutter bekommen!“

Die Sonne sank tiefer hinter den Häusern. Johanna mußte eilen. Noch ein heißes Dankeswort, ein fester Hände- druck, und sie verschwand im Eingang zur Untergrundbahn.

ermüdet betrat Johanna ihr Zimmer. Herr Ruhnert schien Besuch zu haben, es war unten alles hell erleuchtet.

Plötzlich blieb Johanna wie gebannt stehen. Ihr Atem stockte. Ihre Gesichtszüge spannten sich. Eine kräftige Sopranstimme schlug von unten herauf an ihr Ohr. Voll und rein hallte diese Stimme durch das stille Haus und schüttelte tief in die Seele der einsam stehenden Lauscherin. Lydia May wollte also unten im Hause! Diese Frau, die

wie ein Gegenpol auf ihr Dasein stieß, ohne noch ihren Weg gekreuzt zu haben. Herr Ruhnert hatte Johanna nichts von diesem Besuch gesagt, warum hatte er ihn ihr verheimlicht? Die Spannung wich aus Johannas Körper und ließ eine Erschöpfung, Enttäuschung zurück. Enttäuscht? Warum?

Georg Ruhnert hatte sich ihr niemals genähert. Er ging als ein freier Mann neben ihr her und hatte seine Kinder ihrem Schutze anvertraut.

Wenn sie ihn liebte, war das seine Schuld? — — Sie dachte an die Unterhaltung mit ihrem Onkel zu- rück. Ja, herrlich mußte es sein, an der Seite von Georg zu leben. Johanna Krogmanns Seele fragte nichts nach einem Manne, dessen Charakterentwicklung einer Frau keine Aufgaben ließ. Ihr Frauentum lehnte sich nach einem Menschen, dem sie trotz aller Hingabe auch geistig etwas sein durfte; Georg Ruhnert war ein Mann, der Frauen- liebe brauchte, um die Gegenläufe in sich ausgleichen zu lassen.

Johanna betrat leise das Kinderzimmer. Inge wühlte aufgeregt in den Kissen herum. Ruths Bett war leer. Die



Das Land der Burgen und Schlösser

Tante beugte sich über die Kleine. „Du schläfst noch gar nicht, Kind, und wo ist Ruth?“

Das Kind sah sie mit strahlenden Augen an. „Ach, Tante Hanna, es war so schön heute. Papa hat Besuch von einer Frau May; sie hat uns zwei große Schokoladen- stücken mitgebracht. Die Schokolade schmeckt fein.“

Johanna sah zwei elegante Kästen auf dem Tisch stehen, wenig geeignet für Kinder. Es waren meistens Vorkaufungen darin. „Aber, Inge, hast du so viel davon gegessen? Das ist doch viel zu viel für dich? Ruth ist wohl noch unten?“

„Ja, Frau May sagte, Ruth sei doch kein Kind mehr und könne ruhig noch unten bleiben. Ruth wollte auch noch gar nicht zu Bett gehen. Und denke dir, Tante Hanna, beinahe hätte Ruth eine Zigarette geraucht! Frau May gab ihr eine, aber Bati erlaubte es nicht.“ Johanna wollte sie unterbrechen, sie sah, wie aufgeregt das Kind im Er- zählen wurde. Aber Inge erzählte immer weiter. „Höre noch eben zu, Tante Hanna. Frau May ist so nett; wir sollten mal zu ihr zum Kaffee kommen. Sie will dann mit uns eine große Autofahrt machen.“

„Inge, Inge, jetzt mußt du aber schlafen, du hast schon ganz rote Wädhchen.“ Johanna gab ihr einen herzhaften Kuß und blieb am Bett sitzen, bis das Kind übermüdet einschlief. Reife ging sie in ihr Zimmer hinüber.

Quälende Gedanken irrten durch ihren Kopf. Im Korridor wurden Stimmen laut. Gleich darauf wurde ein Motor angetrieben. Johanna trat an das Fenster. Sie sah nur noch, wie Georg den Wagen schlag zuwarf und neben einer Dame am Steuer Platz nahm. Noch fernhin sah sie den Scheinwerfer des Wagens in der Dunkelheit aufblinken. Sie ahnte. Herr Ruhnert brachte Lydia May nach Mann- see. Schlaflos lag Johanna im Bett. Spät in der Nacht erst kehrte Georg mit dem Wagen zurück.

Die Bernburger Straße war schwarz von Menschen. Ein Auto nach dem anderen schob sich vor den Eingang zur Philharmonie vor. Große Plakate verkündeten, daß die Sängerin Lydia May sich mit dem Konzert am heutigen Abend für längere Zeit von dem Berliner Publikum ver- abschiedete.

Fräulein Krogmann hatte nach einigem Zögern Georg Ruhnerts Bitten nachgegeben und ihn in das Konzert be- gleitet. Ihre Weigerung hatte irgendeinen Verdacht in ihm wecken können, das durfte nicht sein! Dann trieb sie ein unbändiges Verlangen, endlich diese Frau zu sehen.

Ruth hatte sie auch begleitet. Vergebens hatte Fräulein Krogmann Herrn Ruhnert vorgeführt, daß es noch nicht angebracht sei, Ruth abends mitzunehmen. Frau May aber hatte Ruth extra eine Karte geschickt, und der Vater fühlte sich daher verpflichtet, seine Nichte mitzu- nehmen.

Der Rärm verstummte im Saal. Das Konzert begann. Endlich, endlich mußte Lydia May auftreten. Eine Unruhe bemächtigte sich Johannas. Jetzt würde sie Lydia May sehen! Sie streifte Georg mit einem Seitenblick; sie sah das Hämmern der Schläfen unter der feinen Haut. Ein Strahl brach aus seinen Augen. Rasender Empfangs-

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

applaus umtobte sie. Jetzt mußte Lydia May auf dem Podium stehen.

Johanna wagte noch nicht, hinzublicken. Ein Alford wurde angeschlagen. Tiefe Stille. Noch ein Zögern. Johannas Blick sprang zum Podium herum. Er umfaßte ein wunderschönes Weib.

Der Blick der dunklen Augen strich durch die Reihen des Publikums und blieb an Georg Ruhnert hängen. Ihre Blicke saßen sich fest ineinander.

Johanna Krogmann entging nichts. Georg und diese Frau dort oben schienen Saal und Menschen um sich herum vergessen zu haben. Die Sängerin erntete den gewohnten Erfolg, viele Blumen wurden ihr überbracht. Johanna nahm sich zusammen; es litt sie fast nicht auf ihrem Platz. Sie wäre am liebsten geflohen, um Ruhe wiederzufinden.

Dann Pause. „War es nicht herrlich?“ fragte Georg Ruhnert.

Johanna antwortete mit einem erstikten „Ja“.

Georg eilte in das Künstlerzimmer. Ruth lenkte Jo- hanna mit unzähligen Fragen ab. Der Vater kam zurück. „Frau May hat uns gebeten, mit ihr nachher bei Kempinski zu essen.“

Ruth war begeistert.

„Aber das würde doch für Ruth zu spät werden“, warf Fräulein Krogmann ein.

„Nein, ich darf mitkommen, nicht wahr, Bati?“ Der Vater fand es für Ruth auch zu viel.

„Ich werde mit Ruth nach Hause fahren.“

„Aber nein, Fräulein Krogmann, Sie müssen mit uns mitkommen.“

Doch Johanna dankte höflich und blieb fest. Ruth bettelte vergebens. Sie durfte zu ihrem größten Bedauern nicht mitkommen.

Georg Ruhnert und Johanna Krogmann verließen mit den Kindern den Bahnhof in Wannsee. Ein kleines, rotes Auto stand gegenüber dem Bahnhof. Eine Dame stand am Wagen und winkte.

„Frau May ist schon da“, riefen die Kinder und liefen davon. Lydia fing sie mit offenen Armen auf. Heute wurde endlich die längst versprochene Autofahrt gemacht. Lydia May und Johanna Krogmann standen sich gegenüber.

Kühl und gemessen die Hamburgerin — neugierig, auf- dringlich lebenswürdig die Sängerin.

Ein flüchtiges Berühren der Hände löste frostige Ab- lehnung in beiden Frauen aus.

„Wohin fahren wir nun, Frau May?“ riefen die Kinder ungeduldig.

„Ihr nennt mich von jetzt ab Tante Lydia, das höre ich viel lieber. Ich hatte mir ausgedacht, wir fahren nach Jersch, ist's recht?“

Begeisterte Zustimmung. Ruth und Inge stritten noch um den Platz am Führerisch, schließlich wurde er Ruth zuerkannt. Der Wagen schnitt elegant durch die Straßen und erreichte in wenigen Minuten eine herrliche Wald- chauffee. Ruth lauschte. Inge drückte sich etwas ängstlich an Tante Johanna. Auf der Chaussee war es ruhig am frühen Nachmittag. Frau May wandte sich um. „Sind meine Gäste mit mir zufrieden?“

„Ausgezeichnet!“ bestätigte Georg.

„Inge, du schaust ja ganz ängstlich drein“, lächelte Tante Lydia.

„Sie ist das schnelle Fahren nicht gewöhnt“, warf Johanna ein.

Ruth lachte. „Das ist fein, wenn man so durch die Welt läuft. Bati fährt nie so schnell.“

„Nun, ich fahre doch auch gerade kein Schnecken tempo“, verteidigte sich lachend der Vater.

Johanna blickte nachdenklich in den Wald. „Wie schade, daß man im schnellen Fahren so wenig von der schönen Natur sieht.“

Lydia streifte sie mit einem geringschätzigen Lächeln. „Das muß geübt werden. Wer immer schnell fährt, ge- wöhnt sich daran, mit dem Auge alles schnell aufzunehmen.“

Birkenpartien, verschwiegene Wasserpiegel, durch- sonnte Lichtungen glitten an dem Wagen vorüber. Ein leichtes Wortspiel hielt Herrn Ruhnert und Frau May gefangen. Herr Ruhnert schien heute keinen Blick für die Naturschönheit zu haben. Johanna Krogmann blickte sehn- süchtig in den Wald. Wie gern wäre sie hineingewandert!

„Gelt, Fräulein Krogmann, Sie lieben die Natur?“

„O ja, über alles! Was gibt es Schöneres, als durch die herrlichen Wälder zu wandern!“

„Also, da biege ich jetzt Ihnen zuliebe in diesen Seiten- weg ein, er führt durch wundervolle Waldpartien.“

„Aber meinnetwegen ist es doch nicht nötig“, entgegnete Johanna.

Die unerträgliche Hitze blieb auf der Landstraße zurück. Georg atmete tief die würzige Waldluft ein. „Das ist eine wundervolle Idee von Ihnen, gnädige Frau, daß Sie uns mit dieser Waldfahrt aus der Hitze erlösen.“

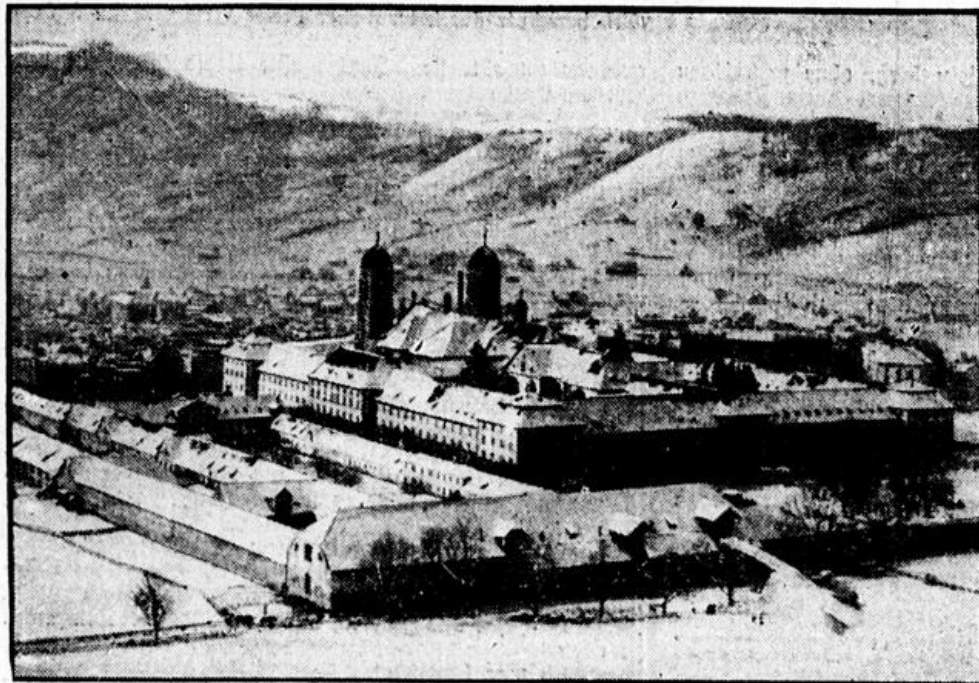
„Warum fahren wir jetzt so langsam?“ beschwerte sich Ruth.

Lydia wollte antworten, da flog ein Stiel Baumstamm quer vor den Wagen. Das Auto stand auf der Stelle. Drei junge Burischen sprangen auf das Trittbrett. Die Kinder schrien auf. Ein Hilferuf entrang sich der Sängerin. „Aussteigen! Den Wagen freigegeben!“

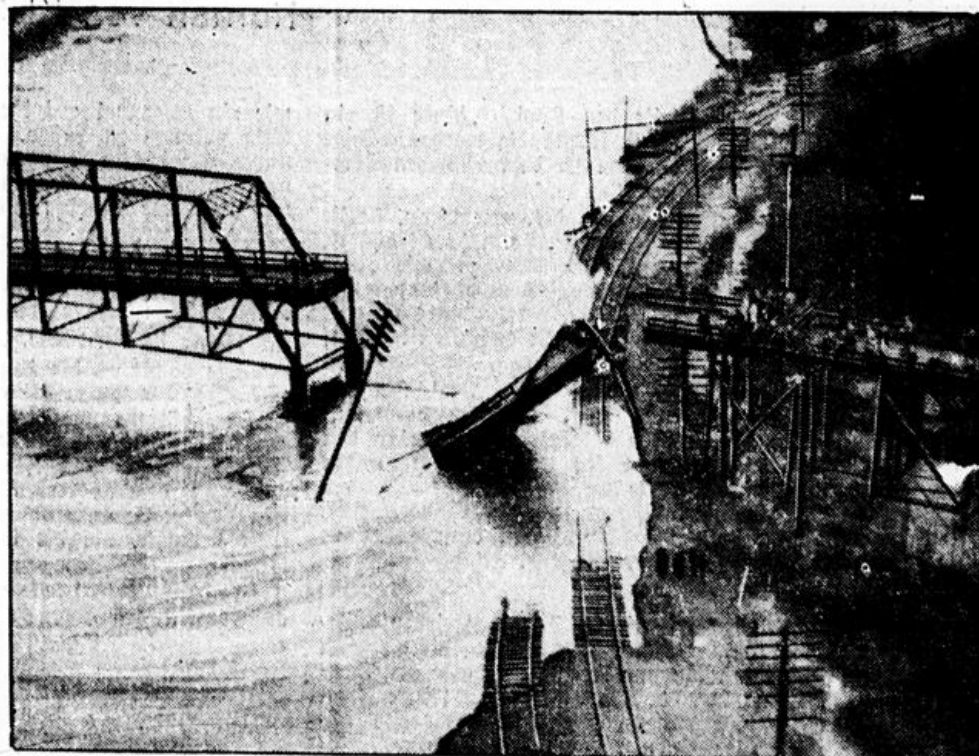
Entsetzt sprangen Lydia und die Kinder heraus. Georg stand noch empört im Wagen. Es wäre umsonst gewesen, sich zur Wehr zu setzen. Ein Knautschschlag hauste gegen seinen Kopf, der Schattens einer Hand glitt an seinen Wangen vor- über. Er fühlte einen Griff an seinem Rock.

(Fortsetzung folgt.)

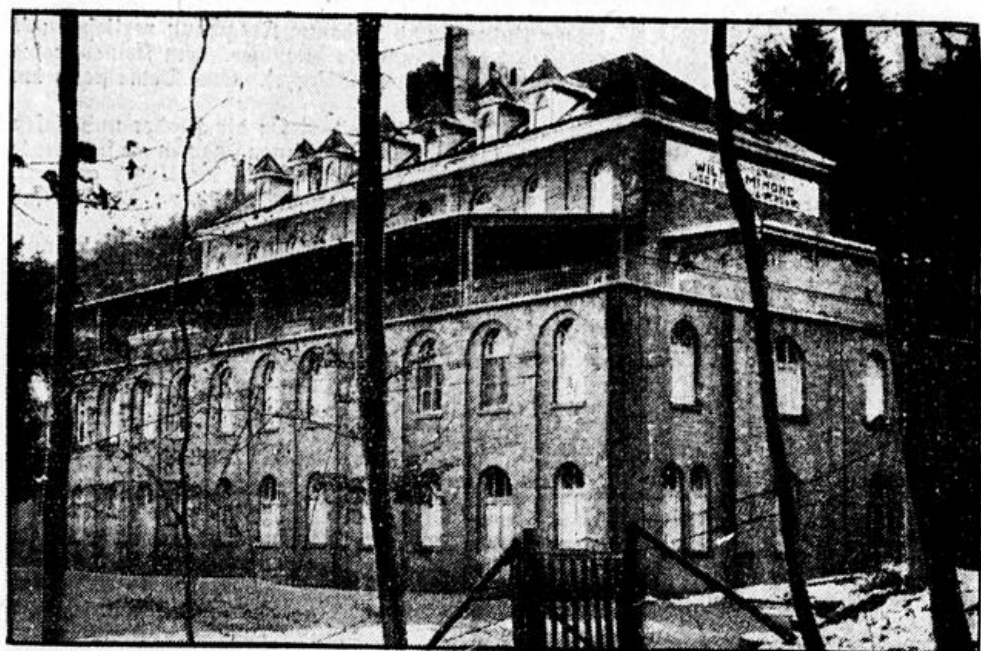
Bilder aus aller Welt



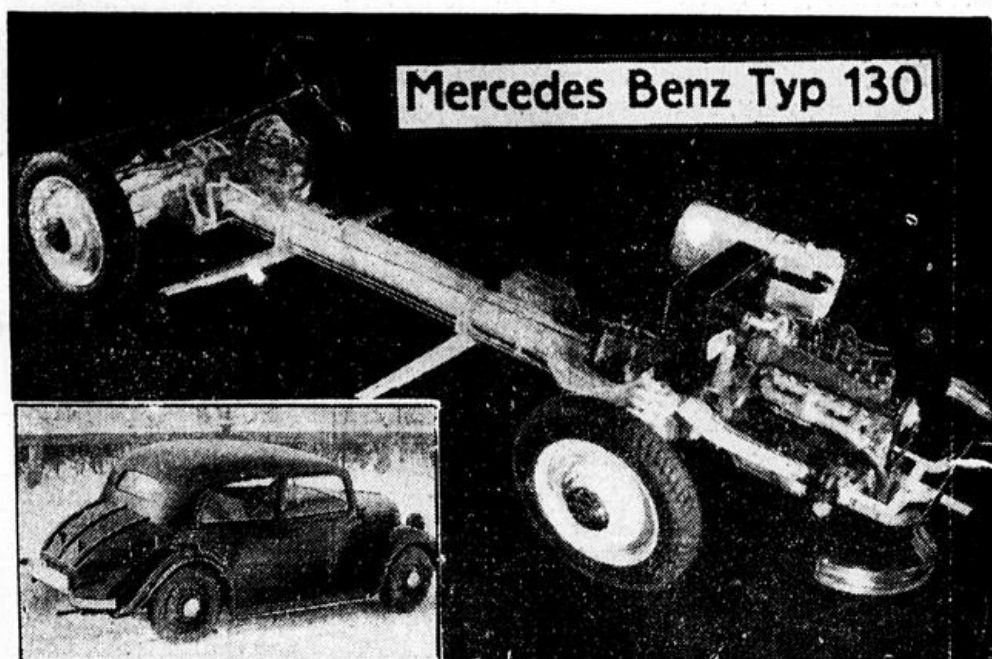
1000 Jahre Kloster Einsiedeln.
Die berühmte Benediktiner-Abtei Einsiedeln in dem Schweizer Kanton Schwyz feiert in diesen Tagen ihr 1000jähriges Bestehen.



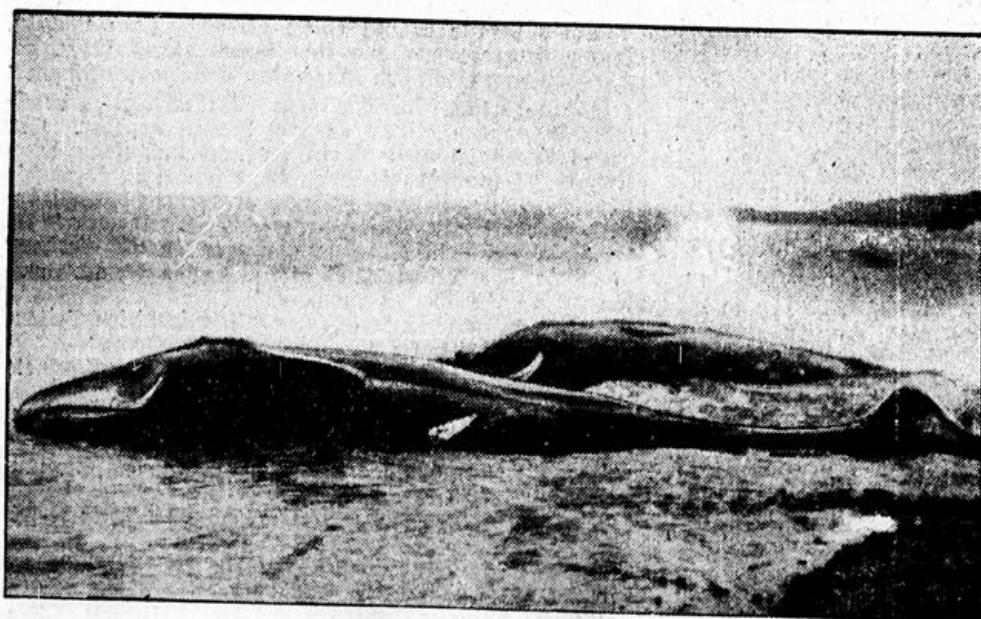
Schwere Unwetterschäden auch in Amerika.
Zerstörte Brücke und Eisenbahnstrecke in der Nähe der Stadt Tacoma (Staat Washington).
Wie ganz Europa, so litt auch Nordamerika bis vor kurzem unter strengem Frost, der dann plötzlich dem Tauwetter wich. Dadurch entstanden überall schwere Überschwemmungen, die große Strecken Landes unter Wasser setzten.



Der Mittelpunkt der deutschen Olympia-Vorbereitungen.
Haus Wilhelmshöhe in Göttingen (Baden) wurde zum Hauptquartier der mit den deutschen Olympia-Vorbereitungen Beauftragten bestimmt.



Mercedes Benz Typ 130
Revolution im Autobau.
Das Chassis des Mercedes-Benz-Wagens Typ 130, bei dem der Motor hinten angebracht ist. Das rahmenlose Fahrgestell weist Schwingachsen auf. Unten links: Einer der schmucken Wagen des neuartigen Typs, der jetzt in Serienfabrikation als Volkswagen hergestellt wird. Die Heck-Motor-Konstruktion erspart die schwerwiegenden Motorübertragungsorgane von dem früheren Bug-Motor zu den Hinterrädern. Durch die Gewichtserparnis wird eine beträchtliche Schnelligkeitssteigerung erzielt.



Opfer der Winterstürme.
Angespülte Pott-Wale an der nordfranzösischen Küste.
Die schweren Stürme, die in den letzten Tagen über Nordwestfrankreich und Südengland hinwegbrausten, haben auch unter der Tierwelt des Atlantik ihre Opfer gefordert. So wurden bei Cap Finistère in der Bretagne fünf riesige Pott-Wale von etwa 10 Meter Länge ans Ufer geworfen. Gewöhnlich halten sich diese Walfische in viel nördlicheren Gewässern auf.



Der Arbeitspaß des Freiwilligen Arbeitsdienstes.
Außen- und Innenseite des Passes, der in Zukunft allen im Freiwilligen Arbeitsdienst tätig gewesenen bei der Entlassung ausgehändigt wird, und der ihnen dann als Legitimation zur Arbeitsfunde dient.

Da
unter
lächelt
schmeichelt
We
die Men
lieferung
auf unj
Unjere
Fischer,
trollha
Lebensf
wirre
Mann
Das
monden
erhöb,
die spä
ausgest
in dem
geschaut
einheru
traurige
auch die
M
Tages
insel, w
und fern
endeter
Berleib
die Gaf
bekam
Das Ju
auf dem
Ich
Mumme
gebliebe
hatte
licht un
die fast
zwischen
wippte.
Regenb
Erchein
Fischer
willt w
Kun
Fürsten
umlober
auch das
und jun
Reichste
Bucht,
beschwin
Kielbreit
müdrige
fäulnis
am Ged
schwerfä
bürger
Die
zu einen
sammeng
furchtlo
meines
der heit
Die
Meine
der ich
Ritter
In
mich
triefend
Herausk
aus der
Holstuh
Trochne
Kaffee,
auf, die
stampfte
und beg
Dad
nicht ru
Teufelst
die weis
getauch
und sein
Estrich
Es
Inade
gewaltig
Höllenh
aus wie
lofer, id
irgendw
gefnidt
eines, w
Negefeue
Als
Wer den
tragen
als Rad
Fatenka
stabilis
fest auf
Doch

Der getaupte Teufel

Die wägrige Geschichte des Björn Christensen

Von
Kurt Hermann Heise

Das Festland, des Winters fast entwöhnt, knirscht unter kältesten Eiseschritten. Doch droben auf Island lächelt holdselig der Frühling, und linde Lüfte umschmeicheln unsere nordischen Inseln.

Wenn die Erde nährlich sich gebärdet, warum dürfen die Menschen nicht auch nährlich sein? Nach alter Ueberlieferung alle Jahre wiederkehrend, herrscht zu dieser Zeit auf unserer abgeschlossenen Schärenwelt ausgelassene Luft. Unsere schwerfällige Art, der Ernst der stillvergnommenen Fischer, ist gleichsam fortgewischt, ist ausgelöscht von einem tollhaften Taumel, um einer lockeren, fast leichtsinnigen Lebensform und Daseinsfreude Platz zu machen. Und der wirre Haischling hat sie alle ergriffen, alt und jung, Mann und Frau in gleicher Weise.

Das Tageslicht währte kurz hier droben in den Wintermonden. Als ich mich, erst seit wenigen Tagen Gast dahier, erhob, um mich dem Koholdtreiben anzuschließen, waren die spärlichen Häuser auf dem einsamen Eiland bereits ausgestorben. Die Siedlung war verödet. So mußte es in dem sagenhaften Weltkrieg in deutschen Dörfern ausgesehen haben, aus denen alle Wehrfähigen zu den Waffen einberufen waren. Doch hier war es trostloser noch, trauriger, denn damals fehlten nur die Männer, hier aber auch die Frauen und vor allem die Kinder.

Alle Bewohner waren in der Dämmerung des kurzen Tages hinübergefahren zum Kirchdorf auf der Nachbarinsel, wo alle Fischer der großen Schärengruppe von nah und fern zum Fest zusammenströmten. Jetzt also, nach beendeter Kirchweih, sollte schon groß und klein in felsamer Vertreibung als König und Gaukler, Troll und Tier durch die Gassen, lang und sprang betört und umkränzt, und bekam Pfeifel und Stollen als Preisgeld von den Häusern. Das Jungvolk aber stampfte bereits nach Zimbel und Flöte auf dem Tanzboden des Dorfrings.

Ich allein, der eine so stolze Bereicherung ihres Mummienhanges zu bringen gehofft hatte, war zurückgeblieben. Da ich friedfertig und weichen Gemüts bin, hatte ich ein Teufelskleid erwählt, um mich

leicht unkenntlich zu halten. Enge Scharlachroten trugen die fastige Feuerbluse unter der roten Kopfschleife, auf der zwischen zwei gekrümmten Hörnern eine lange Hahnenfeder wippte. Eine schwarze Halskette und ein mephistophelischer Regenbart vervollständigten die unerhörte Pracht meiner Erscheinung, durch die ich große Ueberraschung unter dem Fischervolk, Aufsehen und damit Ansehen zu erringen gewillt war.

Kurz entschlossen warf ich mich in den Brunn des Fährten der Hölle und schritt, von meinem Flammenmantel umhüllt, zum Strand. Doch verödet wie das Dorf gähnte auch das Meer. Alle Boote waren verschwunden, da sie alt und jung zum Kirchgang getragen hatten. Nur ein alter Reihschlepper lag halb versunken im Schilf der vereinsamten Bucht. Ich kletterte den Invaliden los und sprang leichtbeschwingt, wie nur ein Herr der Hölle es vermag, auf das Kielbrett, um die scharlachroten Schnabellinien vor dem modrigen Wasser zu bewahren, das in dem Bootsrumpf faulnisstillernd schwappte. Die Rudergabel befestigte ich am Heck und paddelte mit dem einzigen Riemen, der in dem schwerfälligen Kabin lag, langsam crawlend, wie Hamburger Schiffer es tun, von Land.

Die laue Witterung hatte die Schollen des Schiffsruhrs zu einem dünnen Streifen von Treibeis vor der Bucht zusammengepült. Kühn begann ich meine Seefahrt als furchtloser Fährmann der Unterwelt, bis plötzlich der Bug meines Einbaums an eine schwere Scholle stieß, so daß mich der heftige Aufstoß kopfüber ins Wasser warf.

Die Elemente Feuer und Wasser sind einander feind. Meine Höllendeck verjagte sichtlich in der tühligen Flut, aus der ich in eiligen Stößen an Land zu kommen suchte, ein Ritter von einer einst fürstlichen, nun traurigen Gestalt.

In meinem warmen Stübchen angelangt, entledigte ich mich schnellstens unter erschwerten Umständen meines treifenden, teufelischen Trilots, das feststehend kaum ein Herausklettern ermöglichte. Schließlich gelang die Flucht aus der feuchten Hölle, die ich süß über dem geknirschten Holztisch vor dem pausendigen bullenden Kachelofen zum Trocknen ausbreitete. Dann kramte ich in der Küche nach Kaffee, hörte aber endlich die tothbaren braunen Bohnen auf, die ich zornig in einem Meßingmörser zu Mehl zerstampfte, wobei mir schon wieder langsam warm wurde, und begab mich mit dem heißen Gebräu ins Bett.

Doch lange ließ mich das mißlungene Unterfangen nicht ruhen. Bald erhob ich mich und stellte fest, daß mein Teufelskleid inzwischen wieder getrocknet war. Doch rings die weißgezeichnete Diele war wie meine Wäsche in Vorpur getaucht. Der getaupte Teufel hatte Blut lassen müssen und seine funkelnde Feuerfarbe sätig verblühen auf den Estrich geschüttet.

Es war eingelaufen bis zu Säuglingskeineit und knatte und karrt in allen Nähten und Mäßen unter der gewaltigen Dehnung, bis ich endlich wieder prall in meine Hölle eingepaßt war. Ich sah nicht mehr so stattlich aus wie vormals. Die Feuerfarbe war blaß wie ein blutloser, schwindelhafter Satan, mein Zwickelbart schwamm irgendwo im Eise, und Hörner und Hahnenfeder waren geknickt. Doch es war noch immer das imposante Abbild eines, wenn auch gerupften, so doch festen Schürers des Regeneuers.

Als ich zum Strand kam, erblickte ich nicht fern vom Ufer den rettenden Kahn, der mich zu der Insel droben tragen sollte, von der herüber die Fährböller knallten. Doch als Nachfahr der alten Wikinger schlug ich den Dorn der Fatenklinge in eine der größten Eishollen, die ein sicheres stabiles Floß abgab, und verteilte zwei kleinere Schollen fest auf der Mitte des Fahrzeuges, um so auf stolzem Hochsitz an Bord des Bootes zu sitzen.

Wieder zeigte sich die Unvereinbarkeit der beiden feindlichen Elemente. Meinem vorwärtstrebenden Glasfloß entgegen stemmte sich eine große Eishölle, glitt über meine künstliche Fährte und wischte meinen fähnen Kristallkron mit einem Uman, der Hölle Oberstem, spurlos in das grüne Wasser, in dem das Rot erschlöß.

Mein Latendrang war gestillt. Klappernd froh ich ans Meer und Kreiste, im Zimmer angelangt, nunmehr gänzlich abgekühlt und schmerzlos, das verhängnisvolle Kostentkleid endgültig ab. Von allem Satansabbath geheilt und jedweden Teufelsiput abhold, hängte ich, innerlich gänzlich mit dieser heimtückischen Vermummung zerfallen, die klägliche Hülle an einem Nagel unter der Dachtraufe auf, damit sie im Freien sich röstlich zu Lode tröpfeln und trocknen könne.

Dann braute ich mir aus Rum mit etwas Wasser einen stärkenden Seemannstrank, in dessen lieblichem Rölllein-gefrüsel aller Gram verdampft, wühlte mich in dem großmächtigen Daunenhollwert meiner Bettstatt ein und fand, von Kummer und Punsch überwältigt, in sorglosen Schlummer.

Die Tage über Norwegens Schären sind kurz hier oben in den Wintermonden. Nach lindem Sonntage brachte der Abend leichten Frost, der mich in der Burg meines Bettgehäuses wölfig Geborgenen zwar nicht berührte, aber dafür meinen Hölletharnisch ergriff. Der tropfende Teufel



Lexikon für jedermann

Teufel als Märchenmutter

Alle Ueberlieferung erzählt, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit die Menschen ihre Altäre mit Menschenknochen geschmückt haben, um so ihre Götterverehrung zu bekunden. Es waren in der Regel die Knochen der den Göttern geopfert Menschen, die zur düsteren Aus schmückung dieser heidnischen Kapellen dienten. Von der Tatzschlichkeit dieses merkwürdigen alten Brauches kann man sich heute noch überzeugen.

So befindet sich in der Allerheiligentirche des tschechischen Ortes Sedletz ein Altar, dessen Aus schmückung aus einer Reihe symmetrisch geordneter Totenhäuser besteht. Trotz der imposanten Schönheit dieses Baues, trotz dieser anziehenden Eigenart in den Ornamenten, kann der Kenner beim Anblick dieser Schandwirdigkeit sich eines leisen Schauers nicht erwehren. Manche der Fremden, die in Scharen zu dieser Kirche pilgern, konnten der Anwendung nicht widerstehen, einige dieser Totenhäuser als Andenken für ihre Sammlungen von Eigentümlichkeiten nach Hause zu nehmen. Diese Gewohnheit der Besucher nahm schließlich solche einen Umfang an, daß man die Kapelle besonders schülen mußte.

Man findet in Europa noch ähnliche Totenhäuser. In der Kirche von Hallstadt liegen uralte Gebeine, aus Gräbern eines verfallenen Friedhofes aufgefunden. Interessant ist das Knochenhaus von Vaters, in der Nähe der schweizerischen Stadt Brig an der italienischen Grenze. Menschenköpfe und Knochen ruhen hier in einem Mausoleum, sorgsam geordnet und geschichtet. Manche Totenhäuser sind mit bunten Bändern versehen, die an der Seite eine große Schleife aufweisen. Es gibt auch hier genug Besucher, die in dieser schauerlichen Stätte das Grauen lernen wollen.

Eva spielt Kavalier

Wenn man von einzelnen Frauentypen auf die Vermännlichung der Frau schließt, liegt die Veranschaulichung nahe, von eben solchen Einzelfällen auf die Entmännlichung des Mannes zu kommen. Nachdem die moderne Idee der Kameradschaft den Begriff Kavalier einigermaßen verdrängt hat, haben Mann und Frau Spaß und Gefallen daran gefunden, von Zeit zu Zeit die Rollen zu wechseln. Und die Frauen zeigen dabei manchmal eine solche Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, daß man den beliebten Borewurz, die Frau wäre nicht schöpferisch und möchte nicht denken, zurücknehmen muß. Da ist zum Beispiel Eva. Eva ist Hausangestellte in Berlin, und man ist sehr zufrieden mit ihr. Sie ist hübsch und so brav, wie hübsche Mädchen zum mindesten nicht immer sind. Scheinbar. Eva hat nämlich erzählt, daß sie Mitglied eines christlichen Jungfrauenvereins ist, was auf ihre Dienstherren natürlich einen ausgezeichneten Eindruck machte und ihr volles Vertrauen gewann. In Wirklichkeit lag sie jeden Abend als Angestellte in einem kleinen Restaurant. Sie begann ihre Laufbahn als „Kavalier“. Sie fand einen Mann, der ihr erklärte, daß er nur eine Frau heiraten würde, die genügend Geld hätte. Auf diesen gemüthlichen Auspruch hin erzählte sie ihm, daß sie viertausend Mark auf der Bank hätte, worauf er sich mit ihr verlobte. Aber es war für Eva nicht nur wichtig, verlobt zu sein, sondern verlobt zu bleiben, und möglichst zu heiraten. Das tut ein Mann heute scheinbar nicht so ohne weiteres, wenn er nicht besondere Ausichten auf materielle

vor meinem Fenster, auf Feuersglut geeicht, erstarrte in grotesker Verzerrung zu einer roten Rüstung eines Ritters des Infernos.

Der alte Jörgensen, der von Nicht verkrümmt als einziger in der menschenverlassenen Siedlung zurückgeblieben war, hatte derweil ein seltsames Gesicht gehabt. Zähneklappernd, soweit er noch Zähne hatte, berichtete er den bei Dämmerung Heimkehrenden das grauenvolle Ereignis.

Hinter dem Fenster seiner Strandhütte hatten seine Augen, halbblind von Alter und Seewasser, leidhaft den Gottselbetuns erblickt. Wiederholt hatte der Seelenfänger versucht, das Wasser sich dienstbar zu machen, um im Kirchdorf drüben die Kirchweih zu schänden. Doch das ihm feindliche Element, das den Fischern freundlich gesinnt ist, hatte ihn von seinem Rücken geworfen wie ein störrisches Roß seinen Reiter.

Da hatte sich verzweifelt der Jinnobermann im Anmut über sein mißlungenes Werk drüben am Dachstuhl von Christensens Haus aufgehängt.

Und wirklich hing da steifgejort das klappernde Gebein des getauften Teufels.



und andere Annehmlichkeiten hat. Also tat Eva ihr Bestes. Sie lud ihn zum Essen ein und bezahlte für ihn. Sie ging auf eigene Kosten mit ihm aus. Und eines Tages schenkte sie ihm einen Brillantring. Das fiel sogar dem ziemlich struppeligen Bräutigam auf. Aber sie beruhigte ihn damit, daß sie ihm erklärte, der Ring wäre von ihrem ersten Verlobten. Scheinbar verhärtete es sein Vertrauen erheblich, daß sie einmal einen so zahlungsfähigen Bräutigam beiseite hatte, und er ließ sich weiter von ihr ausführen, ohne Verdacht zu bekommen. Ebenso ohnungslos waren die Dienstherren, bis sie eines Tages zweierlei entdeckten: Nämlich, daß Eva niemals Mitglied des „Christlichen Jungfrauenvereins“ gewesen war, und daß der Brillantring und einige andere Kleinigkeiten fehlten. Worauf Eva aus ihrer Stellung, und nachdem die Anwesenheit vor Gericht gekommen war, auch von ihrem Verlobten schriftlos entlassen wurde.

Von der Bedeutung des Farnkrautes

Dem an Wegen, Heiden und in unseren Wäldern in großen Mengen wachsenden Farnkraut schenkt man meistens nur geringe Beachtung. Selten verheißt man sich einmal soweit, daß man einzelne Stüde dieser hübschen Pflanze im Garten verwendet, damit sie hier als Ziergewächse dienen.

Und doch könnte das Farnkraut uns noch manchen anderen Dienst leisten, denn es besitzt eine nicht zu unterschätzende erhaltende Kraft. In früheren Jahrhunderten benutzte man es vielfach bei der Seifebereitung, ja selbst bei der Herstellung des Glases fand es damals Verwendung. Das Farnkraut enthält nämlich einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz an alkalischen Bestandteilen, die bei der Gewinnung von Seife und Glas verwertet werden.

Dieses gewähren ihm auch seine erhaltende Kraft, die man schon längst in England erkannte. So verpackte man damals beispielsweise alles wertvollere Obst, das in den Handel kam, in Farnkraut. Englische Botaniker hatten ihre Landsteute längst auf die konservierende Eigenschaft der Pflanze aufmerksam gemacht und zu Versuchen mit ihr aufgefordert. Je mehr man nun die Wahrnehmung machte, daß tierische und pflanzliche Erzeugnisse, wenn man solche mit Farnkraut umgibt, sich lange Zeit frisch erhalten, desto mehr nahm man dieses Kraut in Gebrauch, und desto größer wurde die Nachfrage danach. Noch vor 40 Jahren verpackte man auf der englischen Insel Man alle Serringe, die frisch verandert wurden, einfach in Farnkraut. Ein von einem deutschen Naturforscher im Jahre 1866 angestellter Versuch, das Farnkraut zur Aufbewahrung und Erhaltung von Kartoffeln zu benutzen, gelang vollständig. In einer Grube wurde die Hälfte der dort aufgeschichteten Kartoffeln mit Stroh, und die andere Hälfte mit Farnkraut umgeben. Im folgenden Frühjahr waren die ersten größtenteils verkauft, während die letzten sich vollkommen frisch erhalten hatten.

Das Farnkraut besitzt noch eine andere beachtenswerte Eigenschaft. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, daß es vielen Insekten und deren Larven so unheimlich ist, daß sie es gänzlich meiden. Es empfiehlt sich daher, dieses Gewächs zwischen solchen Kulturpflanzen anzubringen, die erfahrungsgemäß durch die Insekten viel zu leiden haben.

Dom Pérignon kurbelt die Wirtschaft an!

Was wissen wir eigentlich vom Schaumwein? — Ein deutsches Festgetränk

Von unserem nach Mainz entsandten Sonderberichterstatter W. Hoepfner-Flatow

Zunächst ein Kuriosum: als ich vor kurzem über einen Bekannten eine Auskunft einzuholen gezwungen war, erhielt ich von einem — ansonst durchaus vernünftigen — Menschen folgende Antwort: „Der X. Y.? — Mann! Der trinkt Sekt!“ Zunächst habe ich ein sehr dummes Gesicht gemacht. Dann aber fiel mir ein, daß in weitesten Kreisen Schaumwein mit einem sehr merkwürdigen Odium belastet ist: er gilt als das Getränk für Schieber, Traster, Steuerhinterzieher und Verschwenker.

Es wäre leicht, dieser geradezu lächerlichen Ansicht das Folgende entgegenzusetzen: wahrscheinlich, weil es so ist, hat aus-

allerdings in erschreckender Weise, als schlechter und schlechter werdende Konjunktur und eine unsinnig hohe und völlig ungerechtfertigte Sondersteuer den Absatz nach dem Weltkriege mehr und mehr abwürgte.

Es zeugt von dem wirtschaftlichen Weitblick und dem frischen Draufgängertum der Regierung Hitler, daß sie trotz des Odiums, mit dem der Schaumwein nun einmal bisher belastet war, nicht nur eine Senkung, sondern eine völlige Abschaffung der Schaumweinsteuer durchführte. Als erste deutsche Regierung überhaupt erkannte sie, daß hier ein Wirtschaftszweig zu erliegen drohte, der mit seinen Nebenbetrieben keineswegs so unwichtig ist, wie es vielleicht den Anschein

Gutes zu überwachen. In einem besonderen Raum aber lagern hohe Kistenstapel mit englischem Aufdruck: Sekt für Amerika, das sich aus einem „trockenen“ in ein „naßes“ Land zurückverwandelt hat.

Überhaupt wird kaum ein anderes Erzeugnis mit so liebevoller Sorgfalt gepflegt wie gerade Schaumwein! In ungeheuren Fässern — viele von ihnen sind uralte und zeigen wundervolle Holzschneitel — wird edelster Wein gemischt. Dann wird ihm Hefe und etwas Zucker zugesetzt und die Abfüllung auf die dickbauchigen Flaschen beginnt, der sofort die zweite Gärung folgt. Hat sich nach längerer Lagerung genügend Kohlensäure gebildet und der Heferückstand abgeseigt, dann beginnt die Arbeit des „Küttlers“. In besonderen Gestellen werden die Flaschen mit dem Hals nach unten aufgestellt und mit wiederholten kurzen Drehungen solange gerüttelt, bis der Rückstand zum Propfen herabgesunken ist. Nunmehr wird dieser Rückstand in einem besonderen Verfahren an den Stopfen angebracht, gefroren, dieser mit dem Rückstand entfernt, eine der Marke entsprechende Dosis Zucker und Kognat nachgefüllt und endlich die Flasche mit dem endgültigen Korken, dem Drahtbügel und der Staniolkapsel verschlossen (fertiger Sekt hat einen Druck



Deutsche Winzer — deutscher Wein!

kaum eine andere Industrie. Sie haben sich, alle, ehrlich durchgehungen in den trüben Zeiten der vergangenen Jahre. Wenn sie jetzt — dank den großzügigen Maßnahmen der Reichsregierung — eine bessere Konjunktur erleben, dann werden sie in ihr nicht ihren eigenen Vorteil zu finden suchen, sondern durch ihre Arbeit dem arbeitenden deutschen Menschen ein Festgetränk schaffen, wie es erlebener kaum zu finden ist.

Eigentlich ist es also gar nicht Dom Pérignon, der diesen Zweig der deutschen Wirtschaft ankurbelt. Sondern es handelt sich um eine Aktion der deutschen Reichsregierung, die nicht nur der direkt beteiligten Industrie zugute kommt, sondern auch den zahllosen Nebenbetrieben, darunter in erster Linie natürlich den Winzern, dann aber auch den Glasbläsern. Man muß nämlich wissen, daß die für einen hohen Druck benötigten Schaumweinflaschen mit ihrem charakteristischen Bauch auch heute noch mit der Hand geblasen, also nicht maschinell hergestellt werden. Wenn im kommenden Jahr der Flaschenverkauf nicht mehr rund vier Millionen beträgt, sondern seinen „normalen Stand“ in Höhe von etwa 12 Millionen erreicht, so bedeutet das, daß Tausende von Glasbläsern Arbeit bekommen, die heute tatenlos auf der Straße liegen.

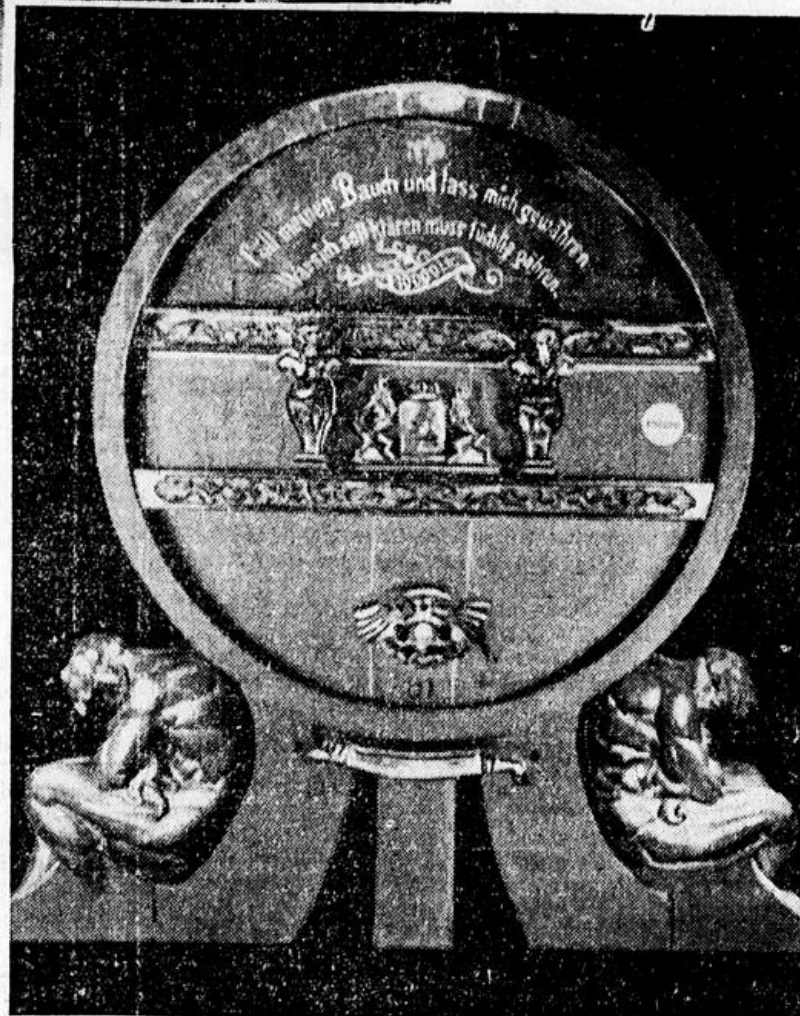
Da Schaumwein nun aber einmal von dem guten, alten Pérignon erfunden wurde, soll auch seiner beim ersten Glase steuerfreien deutschen Schaumweins lieberoll und dankbar gedacht werden. — — —



Die „Schaumwein-Straße“ — — —
Zahllose Riesenfässer warten auf die Abfüllung

gerechnet die Regierung Hitler den Schaumwein von einer seit der Vorkriegszeit schon bestehenden Sondersteuer befreit; diese Sorte Mensch so ungeheuer viel übrig! — Da man „Wederern“ aber nur selten mit Tronte, sondern immer nur mit handfesten Beweisen beikommen kann, wollen wir die Sache doch einmal andersherum betrachten. Was ist denn eigentlich Sekt? — Nun, nichts anderes als deutscher Wein in schäumender Form, hergestellt aus den Reben deutscher Weinberge, getelert von deutschen Winzern, zubereitet von deutschen Fachleuten, abgefüllt auf Flaschen, die deutsche Glasbläser herstellten, vom Hersteller zum Verbraucher befördert auf deutschen Eisenbahnen und deutschen Schiffen — kurz, ein rein deutsches Erzeugnis, an dem tausende deutscher Volksgenossen arbeiten, und zwar nicht, damit eine austerbende Oberkassette einem ihr speziell gehaltenen Luxus tröhnen kann, sondern um für breitere Kreise des deutschen Volkes ein Festgetränk edelster Art zu bereiten! Darüber hinaus aber ist er auch ein Wirtschaftsfaktor von größter Bedeutung, dessen Vernachlässigung eine Anzahl von Menschen in allen deutschen Gauen arbeits- und brotlos machen würde!

Gewiß: der Schaumwein ist keine eigentlich deutsche „Erfindung“. Als erstes gelang es nämlich um das Jahr 1695 herum dem Kellermeister des Klosters Hautvilliers, dem Benediktinermönch Dom Pérignon, einen in wissenschaftlicher Weise „schäumenden Wein“ herzustellen. Nachdem auserlesene Weine die erste Gärung durchgemacht hatten, füllte er sie auf besondere Flaschen ab und führte durch Zusatz von Zucker eine zweite Feingärung in der Flasche herbei, ein Verfahren, das im wesentlichen noch heute die Grundlage der Schaumweinherstellung ist. 1826 erst wurde in Ehlingen am Neckar zum ersten Male schäumender Wein in Deutschland hergestellt, und bald entwickelte sich aus bescheidensten Anfängen eine Industrie, in der einmal Millionen Kapital investiert, dann aber auch tausende deutscher Arbeiter beschäftigt sind. Sie wurde — da kaum eine deutsche Kellerei eigene Weinberge besitzt — Großabnehmerin der deutschen Winzer (denen es in den vergangenen Jahren auch der Schaumweinsteuer wegen bitterlichst gegangen ist), Großabnehmerin der deutschen Glasbläser, Großabnehmerin der deutschen Holzverarbeitenden Industrie, Großabnehmerin der verschiedensten Nebenbetriebe. Ihre Produktionszahlen wuchsen sehr schnell (von 250 000 Flaschen im Jahre 1840 auf 9 000 000 im Jahre 1900 und 13 000 000 im Jahre 1913), fielen dann



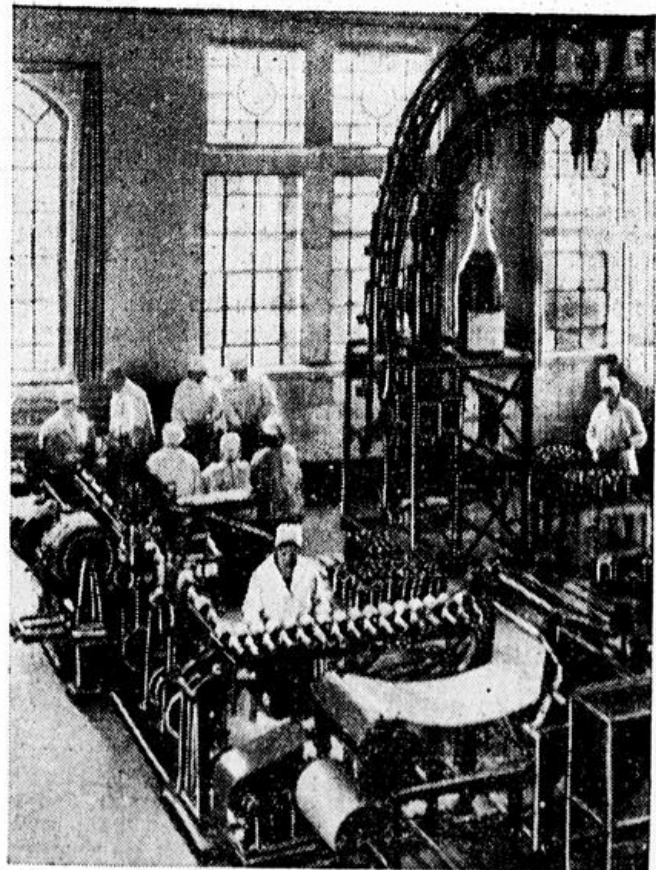
„Füll meinen Bauch und laß mich gewahren!
Was sich soll klären, muß tüchtig gähren!“

haben mag. Sie hat wirklich nicht den vielleicht 120 Kellereibetrieben helfen wollen, wohl aber den tausenden und zehntausenden deutschen Winzer und Facharbeiter, die von ihnen beschäftigt werden. So daß also letzten Endes die Abschaffung der Schaumweinsteuer ein Musterbeispiel ist dafür, wie man praktische Wirtschaftsanforderungen betreibt, wenn man den Mut hat, auf eine regelmäßige Steuereinnahme von vielleicht 4 Millionen Reichsmark zu verzichten!

Kein Wunder, daß dank der Unterstützung der Regierung endlich neuer Optimismus in den Kellereien am Rhein und Main herrscht. In die ungeheuren Kellergewölbe, durch die man mit immer wachsendem Staunen wandert, ist neues Leben eingezogen: überall kliden die Förderbänder, die die dickbauchigen Flaschen zur Versandabteilung bringen, zahlreiche Arbeiter sitzen in den Abfüllräumen, an den Verschließ- und Etikettiermaschinen, und aufmerksam gehen die Kellermeister durch die (oft viele Millionen Flaschen umfassenden) Lager, um ein letztes Mal die Qualität des ihnen anvertrauten

von ca. vier Atmosphären). Und da fast alle diese Arbeiten nicht von Maschinen ausgeführt werden, sondern von Menschen, wird jede einzelne in deutschen Kellereien abgefüllte Flasche rund 250 mal zur Hand genommen, ehe sie zum Versand kommt. Welch anderes Erzeugnis kann eine gleich pflegliche Behandlung aufweisen?

Alt, sehr alt sind die großen deutschen Schaumweinkellereien, sehr alt ihre sorgsam gehüteten Rezepte, sehr alt ihre immer und überall liebevoll betonte Tradition. Seit Generationen schon arbeiten immer die gleichen Familien bei ihnen, so daß sie sich einen Stamm von Qualitätsarbeitern erzogen — und auch erhalten — haben, wie



Ein sympathisches Bild:
Blick in den Versandraum einer Schaumweinkellerei

Die deutsche Frau und das neue Jahr

Zum „Tag der guten Vorsätze“
Von Hilde Hermann

Die Jahreswende bringt uns eine kurze Atempause und gönnt uns die Ruhe zu Rückblick und Ausblick. Rückblickend erkennt man, wieviel Fehler man machte, wie groß die Schuldenlast der Veräumnisse ist und wie gering das Konto der Selbstüberwindung und der kleinen Opfer. Nicht ungerne und mit fühlbarer Erleichterung läßt man das alte Jahr mit seiner Bürde zurück und jäh, ins neue Jahr hineinblickend, den hoffnungsfrohen Vorjah: „Das wird nun alles, alles anders!“

Seien wir ehrlich: wie oft haben wir diesen Vorjah schon gehabt? Wie häufig schon brachte uns die Silvesternacht eine Stunde ernstlicher Reue, aufrichtiger Erkenntnis und herzlichen Besserungswillens? Und wie stand es um die Durchführung der guten Vorsätze?

Der Silvesterabend dieses Jahres unterscheidet sich wesentlich von allen Jahresenden, die wir in den letzten anderthalb Jahrzehnten erlebt haben. Das vergangene Jahr brachte uns die große Umstellung, die Bestimmung auf echtes Deutschtum, auf die Würde und Größe unserer Nation. Es schenkte uns die Grundlagen eines Wiederaufbaues für unser Vaterland und damit die begründete Hoffnung auf eine bessere Zukunft für uns und unsere Kinder. Damit ist aber für uns Frauen eine verantwortungsvolle Pflicht geschaffen, getreu dem Wort: „Der Mann baut auf, die Frau erhält und mehrt!“

Anders als bisher, froher, hoffnungsfreudiger und ruhiger dürfen wir diesmal dem neuen Jahr entgegenblicken. Denn die Aufgaben, die es uns stellen wird, sind schon und beglückend in ihrer Schwere, denn sie betreffen die Mitarbeit an der Festigung des neuen deutschen Vaterlandes. Müssen wir angesichts dieser Tatsache nicht auch eine andere Stellung zu unseren guten Vorsätzen einnehmen? Geht es in diesem Jahr nicht mehr als sonst an die Verwirklichung denken? Wäre es nicht Verrat, wollte man es nur bei dem theoretischen „guten Willen“ bewenden lassen?

Die deutsche Frau wird im Jahre 1934 ihre ganze Kraft einsetzen müssen, um im Kreis ihrer Familie, vor allem bei ihren Kindern, in ihrem Freundeskreis und in ihrem kleinen Hausbereich die großen, erhabenen Gedanken des neuen Deutschlands zu festigen und zu bewahren. In allen Kinderherzen soll wieder die Vorstellung von der Höhegröße und Schönheit des Vaterlandes auferichtet werden. Nur von der Familie als der kleinsten Mutterzelle des großen Staatsgebildes aus kann die rechte, innere Einigung und Erhaltung der Volksgemeinschaft ausgehen. Mächtigere als die Wirkung politischer Reden ist der ständige, ununterbrochene Einfluß, den die Frau im Kreise der Ehren auf die Familie und die Angestellten ausübt, weniger durch Worte als durch Taten und Weisen.

In den Händen der Hausfrau liegt die Macht, der deutschen Wirtschaft zu neuer Blüte zu verhelfen! Wenn sie, als der größte Ansehmer und Käufer auf dem Wirtschaftsmarkt, allen Erzeugnissen der Heimat den Vorzug gibt und Küche und Heim umstellt auf den Verbrauch von Waren rein deutscher Herkunft, dann ist schon ein großer Schritt zur Gesundung des deutschen Wirtschaftslebens getan!

Ueber Bestand und Zerfall der Familie wurde noch vor einem Jahr ernsthaft gestritten — heute ist dieses Problem zum Glück gegenstandslos geworden! Aber gerade die neugegründete deutsche Familie muß unter der Führung der Frau und Mutter wieder jenen Zauber der Verbundenheit und Jungfräulichkeit gewinnen, den man dem deutschen Familienleben in früheren Zeiten nachrühmt. Die Pflege des gemütlichen Heims, die Pflege der frohen Geselligkeit, der Hausmusik, der Gastlichkeit und warmherzigen Willkür gehören zu den schönen Aufgaben, die das neue Jahr der deutschen Frau stellt.

Neben diesen allgemeinen Pflichten, stellt die Jahreswende jeder Frau noch besondere, persönliche Forderungen vor Augen. Deutsche Frau, lerne dafür, daß es in diesem Jahr nicht bei den Vorsätzen bleibt! Das sei dein ständiges Gebotnis dem neuen Jahr gegenüber!

Wünsche und Pünksch

Kleiner Ratgeber für die Silvesternacht

„Ein guter Pünksch soll so beschaffen sein, daß der Mensch sich wie mit Flügeln über die Erde erhebt — ohne dabei unsicher auf den Beinen zu werden“, dieses Scherzwort eines geistreichen Feinschmeckers aus dem vorigen Jahrhundert soll das Motto unserer Vorbereitungen für die Silvesternacht sein.

Es heißt ein „guter“ Pünksch — das bedeutet: erfrischende Zutaten und sorgfältige Zubereitung! Mag in frühlicher Stimmung zu vorgerückter Stunde der Gäste frohe Schar auch nicht sofort verspüren, daß der Alkohol im feurigen Pünksch eine nahe Verwandtschaft mit billigem Brennspiritus nicht leugnen kann, so wird der riesengroße Kater am Neujahrsmorgen den Gastgebern recht wenig freundliche Geheimnisse eintragen!

Selbstgebräuter Pünksch ist allemal besser als ein „aufgekauft“, aus undefinierbarem Extrakt hergestelltes Gebraut. Jeder Pünksch soll recht gründlich aufkochen, damit alle Zutaten sich lösen. Es ist unangenehm, wenn man die heißen Zimtstangen zwischen die Zähne kriegt und wenn der Pünksch mit dem Vorrücken des Uhrzeigers immer süßer und süßer wird. Ist die Festgesellschaft schon recht angeregt, so reicht man lieber kalten als warmen Pünksch. Die Wirkung ist verhältnismäßig.

Und nun einige erprobte Rezepte:

Einfacher Weinpünksch: Der Saft einer Zitrone, eine Flasche Weißwein, 1 Liter Wasser, 250 Gramm Zucker und 1 Liter guter Rum oder Arrak werden zusammengekaut und auf Feuer gestellt. Sobald die Menge gründlich durchgekaut ist, wird sie in ein Porzellangefäß gegeben und warm gestellt.

Triester Pünksch: Dazu braucht man drei Flaschen Rotwein, zwei Flaschen Tee, eine kleine Flasche Arrak und auf jede Flasche Flüssigkeit einen gehäuften Eßlöffel Zucker. Aufkochen lassen.

Burgunderbowle — etwas für Herren: Eine Flasche Chambertin, Saft einer Zitrone, ein Glas Chartreuse, eine halbe Flasche Portwein, eine Flasche Wofel und Zucker nach Geschmack. Eine halbe Stunde ziehen lassen, dann eine Flasche Sekt hinzufügen.

Holländerpünksch: Ein Teil Zitronensaft, zwei Teile Zucker, vier Teile Arrak, zugedeckt auf Feuer schmelzen lassen, dann mit acht Teilen kochendem Wasser durchrühren.

Der übliche Schwedenpünksch: Auf 575 Gramm Zucker gibt man reichlich ein halbes Liter kochendes Wasser, eine halbe Flasche Rot- und eine halbe Flasche Weißwein, eine halbe Flasche guten Rum oder Kognak. Kochen — fertig!

Mode und Heim

Launen der Mode

Für Abend- und Morgenstunden



Die kalten Nächte, in denen man doch nicht auf das gesunde Schlafen bei offenem Fenster verzichten möchte, stellen gebieterisch die Forderung nach warmer Nachtmäße auf. Kleidsam und praktisch ist der Schlafanzug aus Seidentrikot, der innen mit aufgerauter Wolle besetzt ist. Er wird in hellen Tönen gehalten und mit dunklen abstrahierten Kragen, Aufschlägen und Gürtel besetzt.

Wer sich mit dem Schlafanzug nicht befreunden kann, wird aus dem gleichen Material ein hübsches Nachthemd mit langen Ärmeln und elegant bestickter, einseitig aufgeschlagener Ecke arbeiten. Dazu passend gibt es warme, sehr elastische und doch ganz an-schmiegende Schlüpfer.

Der Morgenrock ist aus buntbedrucktem, maschbarem Stoff, der innen gestepptes, wattiertes Futter zeigt. Bettjackchen aus Flanell mit lustigen Aufschlägen und Manschetten ergänzen die leichten Nachtkleider des Sommers. Praktisch sind der einfache, runde Kammhals und die Bettasche aus Chintz.

Um etwas Abwechslung in die Serie der Koch- und Bratfische zu bringen, folgen nun einige Rezepte. Beim Kauf von Fisch soll man stets darauf achten, daß pro Person ein halbes Pfund gerechnet wird, den Kopf des Fisches nicht mitgewogen.

Karpfen auf ungarische Art. Der Fisch wird in Stücke geschnitten, gefilzt und in dem Stieltopf, mit Essig und Wasser lauwarm bedeckt, langsam gekocht. Fein geschnittene Zwiebel wird gelb gedünstet, ein halber Teelöffel Paprika und ein Eßlöffel Butter hinzugefügt. Die Tunke durchs Sieb geben und über den Fisch gießen.

Gebratener Karpfen — Wiener Art. Der ausgenommene, geschuppte und gewaschene Fisch wird in zwei bis drei Finger dicke Streifen geschnitten, gefilzt und mit Pfeffer bestreut eine Stunde stehen gelassen. Dann mischt man Mehl mit Semmelbröseln, wendet die Fischstücke erst in Eigelb und dann in dem Bröselmehl und legt sie rasch in kochendes Rindschmalz oder Butter. Das Fett muß sehr heiß sein, dann wird der Fisch prachtvoll saftig und knusprig.

Man reicht dazu gebratene Petersilie und bunte Salat.

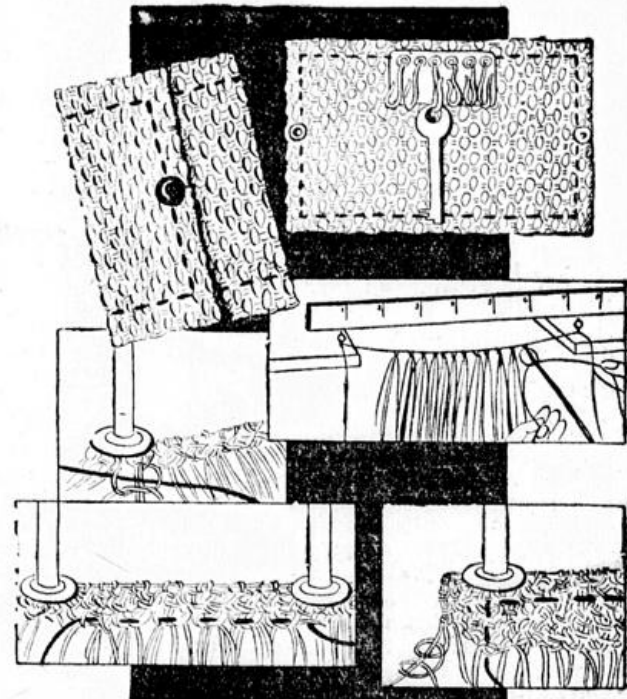
Karpfen in der Badform — eine leckere Sache. Wir befreien den gut geäuberten Fisch von den starken Gräten, schneiden vorsichtig mit heißem Messer fächerartige Scheiben, träpfeln Zitronensaft darüber, salzen gut und streuen Pfeffer darauf, um die Stücke dann zwei Stunden lang stehen zu lassen. Sodann werden sie in Ei und Randschmalz gewendet und schön dunkelgelb gebacken. Besonders gut schmeckt der Karpfen bei gleicher Zubereitung, wenn wir die Stücke in eine Badform ordnen, etwas Suppengrün dazwischen geben (gekocht) und mit der Brühe des Suppengrüns, ein wenig Weißwein, viel Zitronensaft, Mehl und Ei, eine pikante Soße herstellen, die darüber gegossen mit im Ofen gebacken wird.

Paprikakarpfen wird zunächst in handbreite Stücke geschnitten, gut eingefilzt und sich zwei Stunden selbst überlassen. Auf ein Kilo Fisch düstet man dann fünf große Zwiebeln, die man so lange in knappem Wasser kocht, bis sie dreifach sind. Dann fügt man einen Teelöffel Paprika, ein Viertel Liter kochendes Wasser und Weinessig nach Geschmack hinzu, gibt die Fischstücke hinein und läßt, ohne umzurühren, nur mit gelegentlichem Schütteln, das Gericht auf mäßigem Feuer kochen. Die Soße wird mit saurer Sahne gebunden.

Karpfensülze. Dazu braucht man einen schönen Milchkarpen, dessen Milch man zunächst beiseite legt. Nun kocht man ihn in Fischbrühe ab, zerhackt ihn in gleichmäßige Stücke, enthäutet und entgrätet sie. Aus der Milch stellt man mit etwas Brühe, Mehl und Gewürzen, nach Geschmack auch ein wenig Weißwein, eine glatte Soße her. Dann wird Alpit vorbereitet — aus Rindsfleischbrühe und Gelatine oder Fischbrühe und Kalbsfüßen. Jetzt gibt man immer eine Schicht Alpit, dann eine Lage Soße, Fisch, wieder Alpit und so fort übereinander, eine Festschicht!

Das praktische Heim

Handgeknüpfte Täschen



Knüpfarbeit ist hübsch, praktisch und wenig zeitraubend. Für diese Täschen, die man entweder in besonderem Hinblick auf die Aufnahme von Schlüsseln arbeitet oder einfach zu Handtaschen bestimmt, braucht man gedrehtes, starkes Seiden- oder Glanzgarn in ein oder zwei schönen Farben, am besten abgetönt. Die Arbeit selbst ist sehr einfach, da es sich ja um ein geradliniges, rechteckiges Stück Knüpfarbeit handelt, das später nur in Form der Tasche zusammengeknüpft und mit einem Druckknopf versehen wird.

Zwischen zwei Tischecken mißt man mit dem Zentimetermaß die gewünschte Breite der Tasche aus und befestigt an zwei Nägeln oder festen Zwickeln den Grundfaden, über den man die gleichmäßig langen Doppelfäden knüpft, indem man sie in ihrer Mitte durch eine Schlinge zieht. Ein hübsches Muster entsteht, wenn man nun stets, wie unsere Abbildung zeigt, den ersten mit dem vierten Faden vor und hinter den beiden mittleren Fäden verknüpft. Ein dunklerer Faden wird als Schraube gleich mit eingeknüpft und die Kanten, die sehr sauber gearbeitet werden müssen, werden mit dem jeweils außen liegenden Faden doppelt geknüpft, wie die letzte Skizze zeigt.

Fisch als Festgericht

„Seidene Strümpfe nicht alleine, auch der Fisch macht schlante Beine!“

Da der Fisch, vor allem der Karpfen, sich in fast allen deutschen Gauen den Silvester- und Neujahrstisch erobert hat, ist damit vielleicht eine Gelegenheit gegeben, ein Loblied dieses oft mißachteten und verkannten Tieres zu singen.

Die Preiswürdigkeit unserer Fische bedingt, daß wir für den gleichen Betrag ungleich höhere Nährwerte mit einer Portion Fisch erzielen, als mit dem entsprechenden Teil Fleisch. Diese Erkenntnis allein sollte die Hausfrau schon bestimmen, in erhöhtem Maße den deutschen Fischmarkt zu beachten, ganz abgesehen davon, daß medizinisch nachgewiesen werden konnte, daß sich die meisten Fischarten durch besonders hohe Belüftung und leichte Verdaulichkeit auszeichnen. Die Vortämpfer des Fischessens leiden die Tatsache, daß Fisch zwar nährt, ohne jedoch häßlichen und schädlichen Fettsäuren zu bewirken, in die Worte: „Seidene Strümpfe nicht alleine, auch der Fisch macht schlante Beine!“

Die „Front aus Stahl und Beton!“



Französische M.G.-Schützen in guter Deckung bei den großen Herbstmanövern dieses Jahres

Dreihundert Kilometer lang zieht sich von Süden nach Norden die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland hin, so wie sie der Vertrag von Versailles festlegte. Auf der einen Seite, im Osten, liegt die entmilitarisierte Zone Deutschlands, bar jeder Befestigung, jeden Schusses — auf der anderen Seite, im Westen, zieht sich unsichtbar, oft nur vier Kilometer hinter der Grenze, eine lückenlose Front aus Stahl und Beton hin, die sich im Ernstfall innerhalb von Sekunden in eine zweite feuerpeinende Grenze verwandeln kann.

Um sich der Gefahr zu entziehen, der Verbreitung übertriebener Schilderungen bezüglich zu werden, braucht man nur die Ausführungen der französischen Zeitungen selbst, etwa des „Intransigent“, wiederzugeben, die gerade in diesen Tagen voll der begeisterten Berichte über das vollendete Werk der „Linie I“ sind.

Im Jahre 1929 wurde der Bau der unsichtbaren Städte und Befestigungsgürtel an der französischen Ostgrenze begonnen. Die Gesamtbauten sollen, wie man hört, im Jahre 1935 abgegeschlossen sein und werden bis dahin die Summe von insgesamt 5 Mil-

liarden Franc verschlungen haben. Die große, gegen Deutschland gerichtete Front teilt sich in zwei, wenn man will auch in drei verschiedene Gürtel, die mit nummerierten Linien bezeichnet werden. Soeben ist „Linie I“ vollendet und mit Truppen belegt worden.

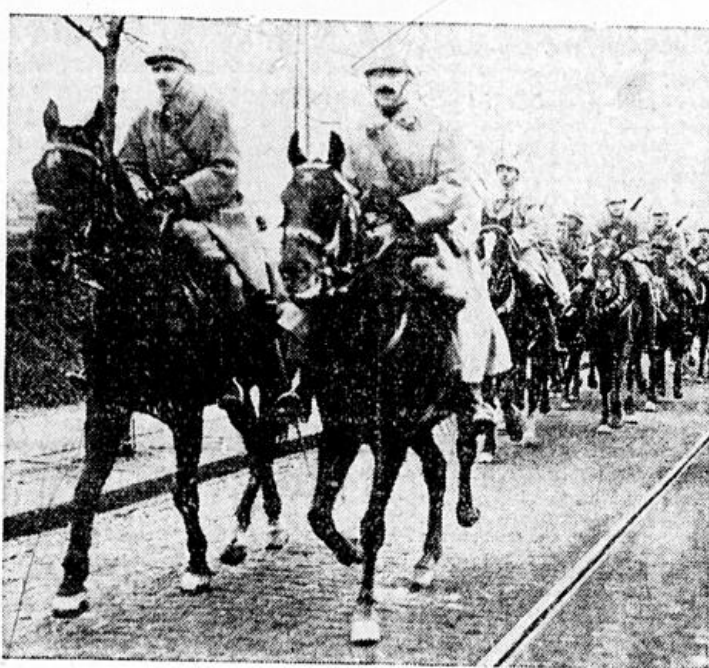
Diese „Linie I“ ist die am weitesten vorgeschobene Feuerlinie und besteht aus stark betonierten Maschinengewehrständen. Es sind Anlagen nach den Grundrissen modernster Kriegstechnik eingerichtet und mit Panzertürmen oder Kuppeln geschützt. Sie liegen durchweg nicht weiter als 1000 Meter auseinander, und jedes Geschütz kann dank seiner Tragweite auch die nachbarlichen Geschützstände unterstützen. Die „Linie I“ geht im Süden bis auf vier Kilometer, bei Longwy bis auf zwölf Kilometer an die eigentliche Grenze heran.

Diese „Linie I“ richtet sich ganz besonders nach dem Grundriss der gesamten Befestigungsanlagen: sie ist mutterhaft gedeckt gegen Erd- und Luftschlag. Unmöglich, die Panzertürme hinter den natürlichen Bodenwällen, den Wäldchen und den zum Teil künstlich angelegten Buschgruppen auf eine Entfernung von mehr als dreißig, vierzig Meter zu erkennen! Die Panzertürme sind hauptsächlich so eingerichtet, daß im oberen Teil die beiden schweren Maschinengewehre, die M.G.-Schützen und ein Beobachter Platz finden, indes im tieferen Teil Vorrats-, Aufenthalts- und Ruheräume liegen. Sämtliche Panzertürme sind gegen Gas- und Tankangriffe geschützt!

Hinter dieser Kette der Maschinengewehrstände liegen die größeren Befestigungen, die sich gleichfalls vorzüglich den landschaftlichen Verhältnissen anpassen und, entgegen der Kriegstechnik aller früheren Jahrhunderte, nicht über den Boden errichtet, sondern in die Erde hineingebaut sind. Man nennt diese Befestigungs-

lette die „Wirbelsäule“ der feuerpeinenden Front, denn von hier zweigen nach allen Seiten kleinere Befestigungen ab, so daß die fortlaufende Feuerlinie praktisch unüberbrechbar ist.

Grauwelt ist die Oberfläche der Befestigungswerke, die sich vorläufig noch durch die Farbe vom Erdboden abheben. Im letzten Herbst ist ringsherum fleißig gepflügt und geackert worden, so daß das Grün des kommenden Frühlings auch diese geringen Spuren verwischen wird. Das Innere



Französische Kavallerie — hält die Verbindung zwischen der „Linie III“ und dem Hinterland aufrecht

der gewaltigen Stahl- und Betonbauten gleicht kleinen, schwerbefestigten Städten in mehreren Geschossen. Man betritt sie durch die Plattform einer rollenden Brücke, die sich automatisch zurückziehen läßt und damit allen an- und abdringenden Feinden eine tadel- und einfallfreie, fensterlose Stahlfront jenseits der tiefen Gräben entgegenstellt. Jede Brücke und jedes Tor ist überdies durch besondere Geschütze geschützt, durch deren Kugeln niemand bis zum Eingang vordringen kann. In Tiefen von 46 und 98 Metern liegen die mächtigen Munitionslager, die die schweren Geschütze auf mechanischem Wege mit Stoff versorgen. Jedes Geschütz ist mit einem Fahrstuhl verbunden, der auf der einen Seite neue Munition hinaufführt, um auf der anderen die leeren Geschützhülsen wieder hinabzubefördern. Ein Gewirr von unterirdischen Eisenbahnschienen stellt die Verbindung mit dem Hinterland her und sorgt für das reibungslose Anrollen neuer Munitionsmengen und Vorräte. Jedes

Munitionslager ist, wie alle bedeutenden Räume der unterirdischen Städte, mit automatischen Sperrtüren gegen Einschlag, Brand, Einnahme gesichert. Mit mächtigen Periskopen wird das Vorgelände beobachtet, um die Einstellung der Geschütze zielsicher zu treffen. Kein Punkt zwischen Grenze und Befestigung, der nicht jetzt schon, im Frieden, durch genaue schriftliche Berechnungen theoretisch mit schwerstem Feuer belegt worden wäre.

Frankreichs feuerpeinende Grenze / Die unterirdische Stadt des Krieges / Die unbeflegbaren drei Linien

Ungeheure Ventilatoren sorgen für die Durchlüftung der unterirdischen Stadt, die natürlich auch mit Heizanlagen, fließendem kaltem und warmem Wasser, eigenen Brunnen und eigener Lichtversorgung ausgestattet ist. Elektrische Küchen, bombensichere Schlaf- und Aufenthaltsräume sorgen für die diensttuenden Mannschaften; jede Befestigung hat ihre besonderen Verbands- und Operationsräume, ist durch unzählige eingebaute Filter gegen Gasangriffe geschützt und kann sich, auch für den Ernstfall, dank der ungeheuren Vorräte an Lebensmitteln und Munition, sowie der Eigenversorgung mit Licht und Wasser unbegrenzt halten.

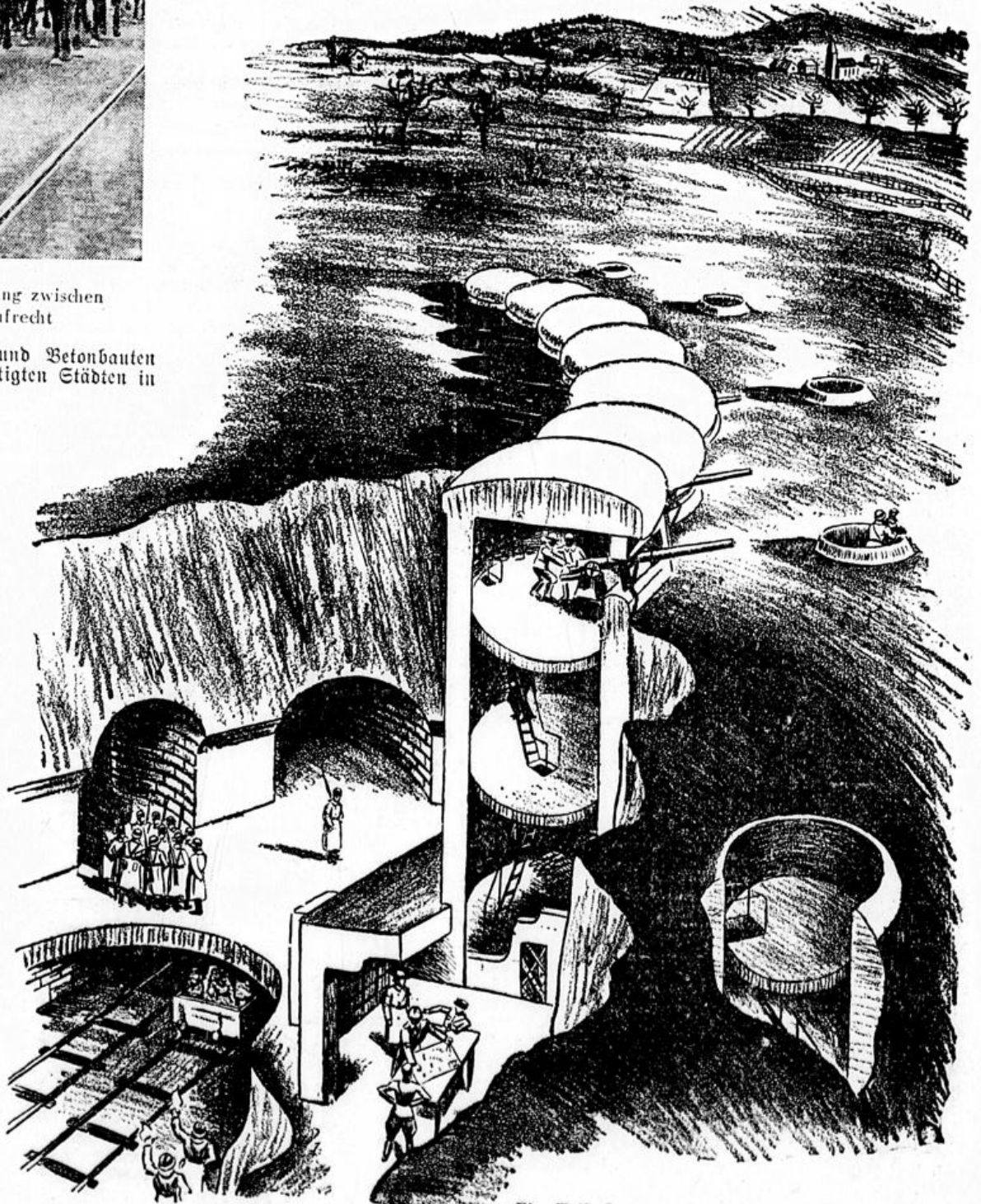
Viele Stützpunkte, vornehmlich die in exponierter Lage befindlichen, haben keinen eigenen Eingang. Durch endlose, unterirdische Gänge sind die Festungen miteinander verbunden, so daß der Zugang im Ernstfall absichtlich verschüttet werden kann. Hinter diesem starken, aktiven Feuergürtel liegen die riesigen Unterstände für die Reserven, deren jeder eine ganze Kompanie Infanterie aufnehmen vermag. Sie sind, wie die Maschinengewehrtürme, zweistöckig angelegt, so daß die oberen Räume gegebenenfalls noch als Kampfbasis und Ausfallstore in Frage kommen. Zu diesem dreifachen Befestigungsgürtel treten dann noch die tiefer ins Land

gerückten starken Festungen mit schweren Geschützen, und die sogenannten „Riegelstellungen“, die eine seitliche Umgehung der anderen Befestigungen unmöglich machen sollen. Und für den Fall, daß all diese Schutzmaßnahmen dem „wehrhaften Deutschland“ gegenüber nicht ausreichen, vermag der französische „Schlagienleiter“ durch Druck auf einen Knopf ganze Strecken der Front automatisch unter Giftgas oder Wasser zu legen.

Die Namen der bedeutendsten, rückwärts gelegenen Großfestungen sind wohlbekannt: der „innere Befestigungsgürtel“ zieht sich von Dijon über Langres, Toul nach Verdun, der weiter vorgeschobene beginnt bei Belfort, Epinal, Nancy nach Metz und Diedenhofen.

Die gesamte Anlage dieser schwerbefestigten Front im Westen Deutschlands trägt den neuen Kriegstechnik und strategischen Taktik des französischen Marschalls Petain Rechnung, der durch diese Anlagen seinen Heeren den Vorzug der reinen Verteidigungsstellung ermöglichen will, um nur aus besonders vorgeschobenen und seitlich eingerichteten Stellen mit stärkster Überlegenheit und mit einfach großer Reserve Planenangriffe vorzunehmen. Diese neue Taktik ließ sich klar an den jüngsten französischen Herbstmanövern erkennen.

Und dennoch, trotz der waffenstarken, vielfach gegliederten Front, trotz der modernsten, raffiniertesten Abwehrmethoden und der Unangreifbarkeit durch die jetzt bekannten Waffen, zittert das „hilfslose Frankreich“ um seine Sicherheit, traut der Widerstandskraft der Belgier im Norden nicht und verlangt jüdisch der belgischen Grenze die Errichtung neuer Werke und eine Verstärkung der Luftflotte, der Jagdfliegerjagdarmee, Scheinwerfer und Hordgeräte —



Ein Teil der unterirdischen, feuerpeinenden Front nach den Angaben des „Intransigent“ gezeichnet

Unsere Zeitgenossen

Kleine Geschichten

Als Ministerpräsident Göring die Alpen überflog, um Italien einen Besuch abzustatten, verzögerte sich die Ankunft des Flugzeuges infolge eines heftigen Sturms, der über dem Hochgebirge tobte. Als er wohlbehalten, wenn auch mit harter Verpöschung eintraf, erkundigte sich der italienische Luftfahrtminister Balbo besorgt nach dem Verlauf des Fluges. „O danke“, erklärte Ministerpräsident Göring freundlich, „es war wunderschön. Nur die Ventilation ist bei Ihnen ein bißchen kräftig.“

Als König Gustav von Schweden seinen 75. Geburtstag feierte, fand er unter den Hunderten von Glückwunschbriefen einen Umschlag, den der holländische Sekretär unversehens geöffnet hatte wegen des Vermerks: „Streng persönlich!“ Als der König den Brief las, fuhr er erschrocken zurück. „Liebling, kannst Du heute Abend nicht zu unserem Stellbischen kommen wie gewöhnlich?“ Gritta.

Aus der Schule geplatzt

„Hallo, Junge, kannst Du mir sagen, wie ich am schnellsten zum Bahnhof komme?“ „Na klar: rennen Sie!“

„Es heißt nicht „Was“, Hildchen, man sagt: „Wie, bitte?“ Nach einer halben Stunde hört Mutti Klein-Hilde jagen: „Wie bitte kommt dort von der Höl?“

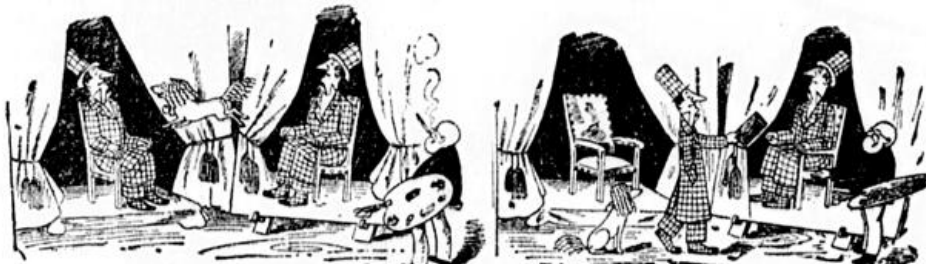
Der Herr Schulrat inspiziert die Klasse. Er versucht den Kindern das Sprichwort zu erklären: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.“

Zu diesem Zweck greift er zur Kreide und versucht einen Teufel mit Hörnern, Schwanz und Hufen darzustellen. „Was habe ich euch dort angemalt?“ „Einen Teufel!“

„Richtig, und welches Sprichwort wollte ich euch damit vor Augen führen?“ „Na, schließlich die jaghafte Antwort: „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.“

Das Porträt

Fifi als Kritiker —



und der klare Beweis der Porträtfähigkeit ...

Die sauren Trauben

„Mein, weißt du, ich würde niemals heiraten, nicht einmal den besten Mann der Welt.“ „Gott, warum nicht?“ „Wenn man keinen andern kriegen kann ...“

Sparfamkeit

Zwei Hausfrauen übertrumpfen einander mit Sparplänen. „Mein Mann und ich haben ein großartiges Rezept. Jeden Abend nach dem Essen legen wir uns gegenseitig Rechenzettel über die Ausgaben des Tages ab.“ „Ach verhehe nicht, wie Sie das ein großartiges Sparplättchen nennen.“

Der Herr im Haus

Als Herr Pausbad wieder einmal in recht angelegentlichem Zustand trotz ehelichen Verbots heimkehrt, erwartet ihn seine bessere Hälfte hinter der Tür mit dem Teppichklopper. Pausbad flüchtet mit affenartiger Geschwindigkeit unter den Tisch, um sich handgreiflichen Auseinandersetzungen zu entziehen. „Kommt du sofort heraus, Ottokar“, ruft Frau Pausbad.

„Ich denke nicht daran, immer noch bei dir zu bleiben, Emilie, ich bleibe unten im Bett. Ich werde dir schon zeigen, wer hier der Herr im Haus ist!“

Der Trottel

„Also, Sie wollen meine Tochter doch nicht mit ihrem Geld wegen heiraten, wie?“ „Ich schwöre Ihnen, Herr Direktor, ich habe noch mit keinem Atemzug an das Geld gedacht.“ „Neben junger Mann, ich kann aber keinen Trottel in meiner Familie brauchen.“

Ehelichkeit über alles

Der Bettler ist schon morgens früh gegen sieben Uhr in dem Gasthaus aufgetaucht und hat versucht, sich ein Frühstück zusammenzuhaufen. Der Wirt hat ihm Kaffee und Brot geben lassen, jetzt bittet er noch um einen Zehrpennig. Empört will ihn der Wirt hinauswerfen, aber der verächtliche Sumor des armen Teufels rührt ihn. Ob er nicht wenigstens bei den Hotelgästen eine kleine Gabe erbitten darf? Na also, aber ein bißchen plötzlich.

Fünf Minuten später will der Schnorret das Gasthaus eilig verlassen mit einem Paar wunderbarer, neuer Herrenstiefel unter dem Arm. „Mensch, hast du etwa hier lange Finger gemacht?“ fragt der Wirt. „Nein“, erklärt der Bettler seelenruhig, „wie ich an der ersten Zimmertür angelockt habe, hat mir einer sofort die Stiefel rausgerückt.“ Es gibt doch noch Menschen mit Verstand!

O diese Menschen!

Der Mensch ist das einzige Tier, das erbt — und es nötig hat!

Mark Twain.

Die meisten Nationen brauchen schmutzige Fingernägel und saubere Gestaltungen.

Es gibt Männer, die so eingebildet sind, daß sie zur See gehen, damit die ganze Welt sie sieht.

Manche Menschen können nur zuhören, wenn sie selbst reden.

Wir hegen vor allem Sympathie für diejenigen Leute, die durch die gleichen Fehler ausgezeichnet sind, wie wir.

Wald Feld und Heide

Das Kraut der Zauberer und Magier

Von der Bedeutung des Farnkrautes

Es gibt wohl kaum ein mittelalterliches Buch über Magie und Zauberei, in dem das Farnkraut nicht eine große Rolle spielt. Sein Same dient zur Unfruchtbarmachung, seine Wurzel ist bei gewissen Lebensmitteln unerlässlich, die Äsche der Blätter hilft zur Herstellung der wunderbaren Kriechflügel in der man alles sehen kann, was auf Erden geschieht.

Heute schenkt man dem an Wegen, Heiden und in unseren Wäldern in großen Mengen wachsenden Farnkraut wenig Beachtung. Selten versteht man sich soweit, daß man eines der schönen Pflanzen mitnimmt und im Garten zur Zier aufstellt. Kaum kennt man die Namen aller der schönen verschiedenen Arten, allenfalls den Adlerfarn weiß man zu bezeichnen. Wer aber weiß, wozu er seinen Namen hat? Nun, man zieht einmal seine Hauptwurzel aus der Erde und schneide sie mit dem Messer glatt quer durch — man sieht dann, daß das dunklere Mark in Form eines flügelpregenden Adlers angeordnet ist, eines Adlers, wie wir ihn von den Stempeln her kennen.

Und doch könnte das Farnkraut im allgemeinen uns noch manchen Dienst leisten, denn es besitzt eine nicht zu unterschätzende erhaltende Kraft. Man benutzte es früher zur Seifenbereitung, auch zur Glasfabrikation wegen seines verhältnismäßig hohen Gehaltes an alkalischen Bestandteilen, die bei der Gewinnung von Seife und Glas verwendet werden.

Diese Bestandteile gewähren ihm auf seine erhaltende Kraft, die man schon längst in England erkannte. So verpackte man schon früher dort alles wertvolle Obst, das in den Handel kam, in Farnkraut. Englische Botaniker hatten ihre Landleute oft auf die konservierenden Eigenschaften der

Pflanze aufmerksam gemacht und zu Versuchen mit ihr aufgefordert. Je mehr man nun die Wahrnehmung machte, daß tierische und pflanzliche Erzeugnisse, wenn man solche mit Farnkraut umgibt, sich lange Zeit frisch erhalten, desto mehr nahm man dieses Kraut in Gebrauch und desto größer wurde die Nachfrage danach. Noch vor 40 Jahren verpackte man auf der Insel Man alle Heringe, die frisch verhandelt wurden, einfach in Farnkraut. Ein Versuch, den ein deutscher Naturforscher schon im Jahre 1866 anstellte, das Farnkraut zur Aufbewahrung von Kartoffeln zu benutzen, gelang vollständig. In einer Grube wurde die Hälfte der dort aufgeschütteten Kartoffeln mit Stroh und die andere Hälfte mit Farnkraut umgeben. Während nun bei der Nachprüfung im Frühjahr sich die von Stroh umschütteten Kartoffeln nur zu 65 Prozent erhalten hatten, wies der von Farnkraut bedeckte Haufen nur 2 Prozent Abgang auf!

Das Farnkraut besitzt noch eine andere wichtige Eigenschaft, die allerdings mit einem alkalischen Bestandteil in Zusammenhang stehen mag — es ist nämlich, den meisten Insekten und deren Larven so zuwider, daß sie es gänzlich meiden. Es empfiehlt sich daher, dieses Gewächs zwischen solchen Kulturpflanzen anzubringen, die erfahrungsgemäß durch die Insekten viel zu leiden haben.

Das winterliche Wintertier

Schmetterlinge im Schnee

Das klingt wie ein Paradox, entspricht aber vollkommen den Tatsachen. Der Farnspanner nämlich, auch Spätling, Spanne oder Reismott genannt — sein lateinischer Name bedeutet verdeutsch: das winterliche Wintertier — fliegt nicht nur im November, sondern feiert auch, wie man im trübsten aller Monate seine Hochzeit. Und wenn er auch trübe und stillen Abende vorzieht, so ist ihm doch schon öfter zugetoht, daß er beim Heimflug Schnee auf die roten rötlichgrauen Schwingen bekam.

Tagsüber brüht sich das Farnspannermännchen eng an die rauhe Borke eines Baumes, dadurch fast unsichtbar werdend, abends aber fliegt oder vielmehr flattert es in eigenartiger taumelndem Fluge auf die Brautgauen. Sondernor steht diese Braut aus! Man könnte sie eher für eine Spinne als für einen Schmetterling halten. Die Flügel fehlen und auf seinen hohen Seiten schaukeln diese winzigen Beine, das zwischen 5 bis 8 Millimeter lang ist, gewandt umher. Mit der Hochzeit vorüber, dann ist der Farnspanner für den Schmetterlingsmann erfüllt. Die junge Frau aber wandert nun den Baum hinauf und verlegt ihre Eier, von denen sie fast dreihundert Stück produziert. Jedes Ei wird an einen anderen Zweig geklebt, und ist das letzte gut untergebracht, dann legt auch die Mutter sich hin und stirbt.

Das Ei bleibt unverändert an seinem Platz, bis die ersten warmen Winde zu wehen anfangen. Da öffnet es sich und das kleine Häupchen erscheint. Es überzieht die Knospe, neben der es seine Mutter niederkam, mit einem feinen Geleiste und beginnt sich dann in das färbige Innere dieser Knospe hineinzubohren. Gelblich mit einem schwarzen Kopf ist die Raupe des Farnspanners, und es geht mit dem Frühling sonderbar: da sie nur von der Knospe lebt, bedeutet es ihren Hunger, wenn die Sonne so warm scheint und die Knospen sich schnell entwickeln. Ist es ein halbes Frühlings, nun dann friert der Schmetterlingsprophyling — wenn er das überhaupt wahrnimmt — aber seine Nahrung konserviert sich besser. Anfang Juni ist die Raupe viel größer als der Papa, denn sie ist nun drei Zentimeter lang und sieht, wenn sie vor Schreck sich starren, täuschend einem Blattstiel ähnlich. Von Juni bis Oktober ruht die Raupe in eine Puppe verwandelt von dem vielen, vielen Essen und den schmackhaften Obstbaumtosen, die der Mensch so eifrig für sie anpflanzte, in der Erde, um dann — zum Schmetterling verwandelt — wiederum in Schnee und Eis auf die Freie zu gehen.

Die neue Leidenschaft des Amerikaners

Die Jagd

Eine halbe Ente für jeden Jäger!

Der europäische weidgerechte Jäger wird einigermaßen entsetzt sein, wenn er von der erwachenden Jagdleidenschaft des Amerikaners hört. Daß diese dem Yankee natürlich nichts weiter ist als „Sport“, das ist bei seiner Einstellung eigentlich ohne weiteres klar.

Und zwar hat es dem Bürger von U.S.A. besonders die „Entenjagd“ angetan. Nun beschreibt man diese etwas leereswegs nach „veralteten“ europäischen Methoden, nein, man bedient sich hierzu selbstverständlich der neuesten technischen Errungenschaften. An den Gestaden der Seen hat man bequeme Autostellen gebaut und der „smarte“ amerikanische „Jäger“ knallt nun einfach vom fahrenden Auto in die aufgeschauten Entenschwärme. Ja, sogar im Flugzeug begibt sich der vornehme Yankee auf die Entenjagd und es ist vorgekommen, daß auf diese Weise von „Jagdgelehrten“ Hunderte von Enten „erlegt“ worden sind.

Nun verbietet es aber in Amerika der gute Ton, diese Jagdbeute etwa zu „verlaufen“, denn das würde dem „sportlichen Charakter“ der Jagd zuwiderlaufen, sondern das erlegte Wild darf höchstens verschenkt werden. Infolgedessen kommt die Wildbeute gar nicht einmal der Ernährung der Allgemeinheit zugute.

Ganz abgesehen von der völlig unweiblichen Handhabung der Jagd in den Vereinigten Staaten, droht durch die Heberhandnahme der Jagdleidenschaft eine Vernichtung des Wildbestandes besonders in den dichtesten Gebieten. Wird doch die Zahl der Jagdscheinhaber auf etwa sieben Millionen geschätzt, gegenüber vier Millionen im Jahre 1925. Und besonders charakteristisch ist es, daß von allen Einzelstaaten der Staat New York die weitaus größte Zahl aller Jäger besitzt.

Wie hart der Wildbestand teilweise schon dezimiert ist, dafür zeugt der Umstand, daß es nach einer Schätzung des früheren Direktors des New Yorker Zoologischen Gartens, Dr. William T. Hornaday, kaum mehr als drei und eine halbe Million Enten in den Vereinigten Staaten geben soll. Somit würde auf jeden Jäger des Landes genau — eine halbe Ente entfallen!

Spielplatz der Jugend

Kennt ihr Tullin Thams?

Genau wie der Stilauf entstand auch der Skisprung aus der Notwendigkeit von Ländern heraus, die mehrere Monate des Jahres unter Schnee begraben liegen und bei weitausläufiger Beschneidung auf Bezeichnung dieser Wetterunbilden angewiesen waren. Lapp-land, Kanada, Sibirien, Schweden, Island, Grönland und Norwegen kennen den Schneeschuh — wenn er auch überall andere Formen hat. Norwegen hat die größten Schwierigkeiten. Hier tritt zum strengen Winter noch ein außerordentlich schwieriges Gelände — Schluchten und Fjorde, himmelhohe Berge, Gletscher und steile Abhänge zwangen die Menschen, ihre ganze körperliche Gewandtheit einzusetzen, um Sieger zu bleiben.

Es ist kein Wunder, wenn Norwegen im Skisport an der Spitze steht und verschiedene neue Techniken aufgebracht hat, von denen die des Sprunges die erstaunlichste ist. Ein junger, norwegischer Schneeschuhläufer namens Tullin Thams war es, der zuerst auf den Einfall kam, daß durch eine andere Technik sich bedeutend weitere Sprünge erzielen lassen müßten, als die damals üblichen, die nicht über 30 Meter hinausgingen. Geschicklichkeit, Mut und Kraft hatten seine Vorläufer auch besessen — bei ihm kam zu all diesem noch die Idee des Erfinders, und schon war er auf dem richtigen Weg. Dieser Weg lag in einer Veränderung der Sprungschanze und in einer völlig anderen Haltung beim Sprung selbst. Tullin Thams zog die Knie zu Rate und fand, daß man den Widerstand der Luft ausnützen müßte. Und weil die neue Technik den Luftdruck ausnützt, weil sie ganz auf ihn eingestellt ist, darum heißt die neue, von Tullin Thams eingeführte Ski-Sprungtechnik auch die „aerodynamische“ (von den griechischen Worten Aer = Luft und Dynamis = Kraft).

Während man früher beim Sprung in der Luft „stramm stand“, legte sich Tullin Thams weit vornüber, ruderte mit den Armen in der Luft und flog mehr als er sprang mit langem Anlauf glatt seine 50 Meter.

Heute springt man schon über 80 Meter und nähert sich der 90-Meter-Grenze. Aber ohne Tullin Thams lähne der Sprung wäre man bei 30 Metern stehen geblieben.



Springend — nein. Fliegend geht es zu Tal

Ein
kühner Springer
unserer Zeit

Aus alten Lederhandschuhen...

Bei Handarbeiten kommt es in den wenigsten Fällen auf den großen Geldbeutel an, sondern auf die Liebe und die Geduld, mit der ein guter Einfalt in die Tat umgesetzt wird. So kann man mit einfachstem Material etwas Nützliches und Süßes schaffen.

Heute sollt ihr Mädels einmal hören, was man alles mit einem Paar alter Lederhandschuhe anfangen kann. Ihr könnt daraus entweder für Vater oder Mutter ein hübsches Weihnachtsgeschenk herstellen — eine Schlüsselstange oder eine Leberblume. Zu der Schlüsselstange verwendet ihr die Fingerlängen, und zwar immer zwei aneinander gesteppte Teile. Das Auseinandernehmen muß vorsichtig erfolgen, damit kein Stück Leder einreißt und verloren geht. Je nach Bedarf werdet ihr sechs,



zehn der Fingerlinge benutzen müssen. Mit dünner Nadel und gewachster Seide näht ihr nun fein Stach an Stach die gleichmäßig lang geschnittenen Fingerlinge der Länge nach zusammen, bis das Beutelschen fertig ist. Dann jagt ihr den Rand sauber aus, zwidert im Abstand von einem Zentimeter in jeden Fingerling ein Lösslein, zieht eine passende Seidenfaden durch und — fertig ist die Schlüsselstange, die auch als Geldbörse gebraucht werden kann, wenn die Fingerlinge zu kurz waren.

Die Blume verlangt mehr Phantasie. Das Muster auf dem Bild zeigt euch das umgekehrte Ende eines Fingerlings, das mit Watte fest ausgestopft den Kelch der Blüte ergibt. Ein Draht hieran befestigt, stellt den Stiel dar und wird fest mit einem feinen Lederstreifen umwickelt. Blütenblätter werden aus dem Handschuh nach Papiermustern zugeschnitten, und zwar drei große, drei mittlere und drei kleine. Sie werden um den Kelch gelegt, von unten mit Lederstreifen sauber vernäht und an den Außenrändern passend zum Hut oder Täschchen farbig gemalt.

Der Zauberschwimm

Eisen schwimmt...

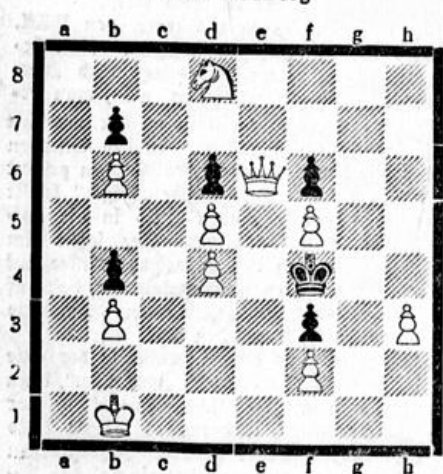
Wenn ihr eine Nadel ins Wasser werft, geht sie unter — das weiß wohl ein jeder. Wollt ihr aber zeigen, daß ihr etwas Besonderes könnt, dann führt einmal eine Nadel vor, die auf dem Wasser schwimmt.

Ihr stellt also eine Schüssel mit Wasser auf den Tisch, be-
treibt eine Nähnadel mit Fett oder Öl und bringt sie in genau waagerechter Lage auf die Wasseroberfläche — sie wird schwimmen. Ihr könnt euch die Aufgabe noch vereinfachen und die Sache spannender gestalten, wenn ihr erst ein Blättchen Seidenpapier aufs Wasser und darauf die Nadel legt. Das Papier saugt sich voll Wasser, sinkt unter — aber die Nadel bleibt oben schwimmen!

HEIMSPORT DES SONNTAGS

Schachaufgabe

Hans Neuberg



Matt in drei Zügen

Sind Sie praktisch?

Denksport ist eine gute und lustige Sache — praktische Anwendung des Trainings aber fast noch besser. Man stelle sich eine Lage vor, die durchaus nicht ungewöhnlich ist: Ein Nagel sitzt im Parkett. Es ist ein langer, starker Nagel und er ist so tief in den kostbaren Holzboden getrieben — vermutlich hat irgend jemand einmal einen kleinen Teppich festnageln wollen —, daß der Kopf allen Bemühungen zum Trotz sich mit Fange oder Meißel nicht lösen läßt. Mit Rücksicht auf den wertvollen Bodenbelag will man natürlich darauf verzichten, gewaltsam vorzugehen und die Umgebung des Nagels zu zertrümmern.

Wie kann man sich helfen, um den Nagel verhältnismäßig leicht aus dem Parkett zu ziehen?

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — bung — da — de — der — dort — e — ei
— eu — feu — fi — si — gel — har — to —
— tun — la — le — len — lör — mal — mund
— na — ne — ner — ni — pu — ra — rad —
— recht — ri — rou — schrei — se — spie
— tät — tin —

Sind 13 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

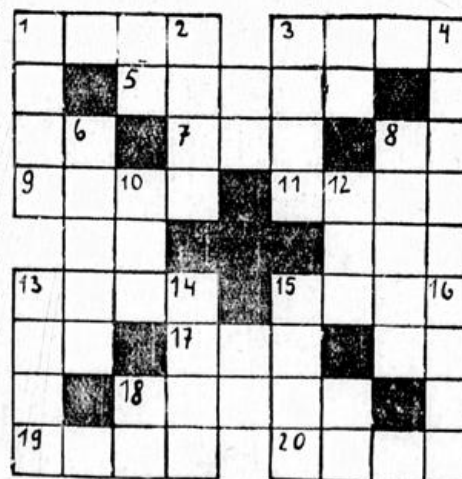
1. Seestadt in d. Provinz Salerno
2. Tabakgift
3. Stadtkreis im Bezirk Arnberg
4. Orthographie
5. Rantgewächs
6. Seltenheit
7. Schlupfwinkel
8. Schalksnarr
9. großer Wurfhaken
10. Kreisstadt in Baden
11. Grenzstück zwischen Schleswig und Holstein
12. Fleischgericht
13. Schüler einer höh. Lehranstalt

Wer ist der unheimliche Gefelle?

Bald bin ich jung, bald bin ich alt;
Doch wie ich bin und wie ich war,
So, in der nämlichen Gestalt,
Verbleib ich nun und immerdar.
Wir sehn uns Aug' in Auge an,
Und doch hab' ich dich nie gesehn;

Du nennst mich sprechend, und ich kann
Doch weder sprechen noch verstehen.
Du müchtest zwar, was ich, nicht sein
Und nennst dich doch dein ander Ich;
Du lebst und ich bin tot, allein
Gib acht, ich überlebe dich!

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. junges Kind, 3. deutscher Fluß, 5. Nordosteuropäer, 7. Farbe, 9. Eisenstift, 11. Name mehrerer Könige von Norwegen, 13. deutsche Spielfarbe, 15. Stadt in Holland, 17. Nebenfluß der Donau in Österreich, 18. franz. Lebewohl, 19. Radteil, 20. Schubfach.

Senkrecht: 1. Wasserfahrzeug, 2. Man-
neszieder, 3. männlicher Vorname, 4. männlicher
Vorname, 6. innige Zuneigung, 8. Verkaufshalle,
10. Gemeinschaft, 12. Augenbedel, 13. Heißkörper,
14. Vortrag, 15. Raftier, 16. launische Göttin.

Variationen

Wenn du noch eine Tante hast
Mit hunderttausend Gulden,
Und du verträgst dich gut mit ihr,
Bezahl sie deine Schulden.

Wenn du noch einen Schwager hast,
Sei nachsichtsvoll, mein Bester,
Er ist für jede Schlechtigkeit
Bestraft mit deiner Schwester.

Wenn du noch einen Bruder hast
In schwierigen Lebenslagen,
Wirf keine alten Hosen fort,
Er kann sie ja noch tragen.

Wenn du noch eine Tochter hast,
Freu' dich an diesem Segen,
Und wenn sie sitzen 'blieben ist,
So hat sie keiner mögen!

Unter uns Schriftstellern

Ein bekannter Schriftsteller trifft einen
anderen, den er für unbekannt und unbekannt
hält. Der andere schimpft über den erfolgreichen
Roman einer Frau.

„Sie haben's gut“, sagt der bekannte Schrift-
steller, „Sie dürfen reden, was Sie wollen.
Aber ich, als Kollege...“

Der Schriftsteller trifft den Kritiker, der in
einer Besprechung sein neuestes Buch furchtbar
verrissen hat.

„Sie sind also der Hund, der mein Werk so
schlecht gemacht hat“, schmaukt er jenen an.
„Verzeihung“, erklärt der Kritiker bescheiden,
„das haben Sie selbst gemacht!“